Staatl. Bibliothek
Regensburg

Med. 850 (2

III 2.
Med. 850 (2

# Exempelbuch
zum
# Gesundheitskatechismus

Ein
## Lesebuch
für
niedere Schulen, Aeltern, Lehrer und Kinder, die sich des Guten befleißigen wollen.

### Zweite Hälfte

von
**August Carl Müller.**

Hannover
bei den Gebrüdern Hahn, 1796.

## Vorrede.

Diese Zweite Hälfte des Exempelbuchs zum Faustischen Gesundheitskatechismus beschäftiget sich mit dem Verhalten in Krankheiten, und der Wegräumung der Hindernisse, die sich der Heilung der Menschen so oft in den Weg stellen. — Es war, und konnte hiebei keinesweges meine Absicht seyn, Unwissende über die Kunst, ihre Krankheiten selbst zu heilen, belehren zu wollen; denn dieses wäre ein durchaus unnützes, ja so gar recht schädliches Unternehmen: da es solchen an gehöriger Kennt-

niß ihres Körpers; an der Kunst Krankheiten zu erkennen und zu beurtheilen fehlt: — Ja, man würde diesen auch, durch das Vorschlagen der besten Arzneimittel, bei verkehrter und zweckwidriger Anwendung, zum öfteren den empfindlichsten Schaden zufügen. — Man sieht leider täglich die traurigsten Beispiele, wie übel und nachtheilig die eigenen Kuren der Laien, gesetzt sie wären auch auf ein noch so gut eingerichtetes Arznei-Handbuch gebauet, ausfallen. — Diese Aeußerungen verneinen die im Hannöverischen Magazine neulichst gethane Anfrage: ob es nicht gut sey, dem Laien ein Buch zur Belehrung über den Gebrauch guter Hausmittel in die Hände zu geben. Was man dem großen Haufen zur öfteren Beherzigung vorlegen muß, ist: Wende dich in Krankheiten sogleich an einen geschickten Arzt, und folge seinen Vorschriften genau. Oft, ja sehr oft habe ich den eben angeführten Satz

in

in meinen Erzählungen und Gesprächen wiederholt; und bemühete mich, zu zeigen und begreiflich zu machen, wie sehr man das edelste Gut der Gesundheit unverantwortlicher Weise aufs Spiel setzt; wenn man sich, ohne einen geschickten Arzt zu fragen, durch Hausmittel und Quacksalbereien selber kuriren will. —

Ich warne in diesen Erzählungen ernstlich vor Scharfrichtern, Quacksalbern, alten Weibern, umherstreifenden Schachtelkrämern und Ungern mit Arzneien, vor jedem Betruge durch Universalmittel; damit mancher arme Tagelöhner sein oft sauer erworbenes Geld nicht unnütz, und zum größten Nachtheile für seine Gesundheit und sein Leben hingeben möge. Ich suchte den Glauben an gedruckte Zettel herumstreifender Quacksalber zu schwächen; so wie auch den betrügerischen Lobpreisungen

angerathener Arzneimittel in öffentlichen Blättern das Zutrauen zu entreissen.

Ich bemühete mich den thörichten Aberglauben, vermöge dessen man zu sympathetischen Kuren, Verschreiben des Fiebers, Besprechen, Einsegnen, Kreutzschlagen u. s. w. seine Zuflucht nimmt, zu widerlegen; damit Keiner durch den Gebrauch dieser abergläubigen Mittel, wirksame Arzneimittel versäume. —

Sehr oft empfahl ich, bei jeder Krankheit zu einem verständigen Arzte zu gehen; weil dem Kranken, nur durch sein Bemühen, ordentlich, und zur völligen Wiedererlangung der Gesundheit verholfen werden kann. —

In wiefern ich meine Absicht erreichte, mögen Andere beurtheilen. Doch wird ein Jeder, der solche Arbeiten versuchte, gefunden haben,

daß

daß es nicht leicht sey, auf dem gehörigen Wege, zwischen erhabener, hochtrabender, und der entgegengesetzten niedrigen und zu populären Sprache, zu bleiben; ob ich mich gleich sehr bemühete, auf dem richtigen Wege der allgemeinen Verständlichkeit zu wandeln. Jede billige und menschenfreundliche Anmerkung und Zurechtweisung werde ich mit recht dankbarem Herzen annehmen, und versichere zugleich, daß mich meine gute Absicht, der Menschheit nützen zu wollen, bei jedem unbilligen Tadel beruhigen und erheiteren wird. —

Ich folge dem Gesundheitskatechismus bei meinen Erzählungen und Gesprächen, da es mir schien, daß ich weniger nützen würde, wenn ich manches unter andere Rubriken, als mein Vorgänger, brächte; weil dieß beim Gebrauch des Nachlesens, die Nutzung meines Exempelbuchs erschwert haben würde.

Vielleicht wird eine gänzliche Veränderung und Verbesserung des Exempelbuchs erfolgen, wenn ich bei mehrerer Muße das Ganze sowol, als seine einzelnen Theile, wiederholt nachsehen und feilen kann.

Belohnend wird es für mich seyn, wenn ich durch diese Schrift Nutzen stifte.

Der Verfasser.

---

Inn=

# Innhalt.

## Zweite Abtheilung.

### Von den Krankheiten, Aerzten und Arzneien.

1. Sind Krankheiten nothwendig? . . Seite 1
2. Woran erkennt man den traurigen Zustand des Krankseyns? . . 7
3. Wie verhielt sich der Schulze in Fl. als er krank wurde? . . . 8
4. Was dachte Dumm von den Aerzten. . 10
5. Wie munterte der gute Schulmeister K. seine Freunde zum Gebrauch eines geschickten Arztes auf? . . 15
6. Der Quacksalber. . . 22
7. Frau Doctorin. . . . 25
8. Geht zum Scharfrichter Herr Gevatter. . 26

9. Der Schweinhirt wurde Menschenarzt. ꞉ Seite 28
10. Die weise Frau. ꞉ ꞉ 30
11. Mein Kind ist behext. ꞉ ꞉ 32
12. Welchen Schaden richtete der Aberglauben an Hexen und Behexen in H. an? ꞉ 36
13. Die weise Frau bespricht. ꞉ ꞉ 39
14. Was dachte Hermann von hausirenden Operatörs, Zahnärzten und Staarstechern? 41
15. Der fremde Zahnarzt. ꞉ ꞉ 44
16. Der vornehme Betrüger, der sich für einen Arzt ausgab. ꞉ ꞉ 45
17. Sind alle umherreisende Aerzte Betrüger? ꞉ 48
18. Schachtelkrämer und Balsamträger oder die hausirenden Ungern mit Arzneikasten richten viel Unglück an. ꞉ ꞉ 50
19. Die umherziehenden Ungern oder Balsamträger verstehen nichts von der Arzneikunst. ꞉ 51
20. Auch für Thiere taugen Arzneien von Hausirern nicht. ꞉ ꞉ 55
21. Darf man Hausmittel und Hausarzneien gebrauchen? ꞉ ꞉ ꞉ 57
22. Es giebt keine Arzneimittel, die für alle Krankheiten gut sind. ꞉ ꞉ 60
23. Sympathie. ꞉ ꞉ ꞉ 63
24. Auch ist es Aberglauben das Nasenbluten durch Sympathie stillen zu wollen. ꞉ 67
25. Kann man das Fieber verschreiben? ꞉ 69


26. Eine

26. Eine eben so thörigte Art das Fieber vertreiben zu wollen. ; ; Seite 73

## Von den tollen Hunden.

27. Woran erkennt man die Tollheit oder Wuth eines Hundes? ; ; 76
28. Wie kann man solch großes Unglück verhüten? ; ; ; 78
29. Was muß man thun, wenn man einen Hund sieht, von dem man vermuthen könnte, daß er toll sey? ; ; 80
30. Fuhrberg in K. verhielt sich sehr gut als er das Unglück hatte von einem tollen Hunde gebissen zu werden. ; ; 81
31. Wie äußert sich die Wuth an den Menschen? 83
32. Ein Beispiel, daß eine schon wüthend gewesene Frau wieder hergestellt worden. ; 84
33. Christoph wandte sich an einen geschickten Wundarzt, da er ein Bein gebrochen. ; 88
34. Heinrich machte es nicht so. ; ; 89
35. Eine ähnliche Geschichte. ; ; 90
36. Kauft die vom Arzte verschriebenen Arzneien auf einer guten Apotheke. ; 92
37. Angepriesene Arzneien in den Zeitungen taugen nicht. ; ; ; 95
38. Der Landphysikus kömt zu vernünftigen Bauern. ; ; ; 97

39. Wenn

39. Wenn ist ein Landphysikus ein nützlicher Mann. ; ; Seite 101
40. Man muß gleich zum Arzte gehen wenn man krank wird. ; ; 103
41. Man muß dem Arzte alles sagen was man fühlt, und woher die Krankheit entstanden seyn kann. ; ; 105
42. Wie richtete der gute Schulmeister Sch. seine Krankenberichte an den Arzt ein? ; 107
43. Wie verhielt sich Konrad, als er den Arzt gebrauchte ; ; ; ; 111
44. Wie oft muß man zum Arzte gehen und Arzneien holen? ; ; 112
45. Wie verhielt sich Christine beim Gebrauch der Arzneien? ; ; 115

## Vom Verhalten in Krankheiten, vorzüglich in hitzigen Krankheiten und Fiebern.

46. Wie gieng Vater Märtens mit seinen Kranken um? ; ; ; 117
47. Vater Märtens Krankenstube. ; ; 119
48. In Klausens Krankenstube sah es nicht so aus. 121
49. Wie richtete Märtens Frau das Bette für Kranke ein? ; ; ; 122
50. Lege dich zu keinem Kranken. ; ; 125
51. Wie zog Marie ihre Kranken an? ; 127

51. Hed=

52. Hedwig glaubte, daß Kranke viel schwitzen müßten. , , Seite 128
53. Der geduldige Kranke , , 129
54. Der Ungeduldige. , , 133
55. Wie verhielt sich Christian beim Fieber. , 134
56. Was trank Sophie, da sie das hitzige Fieber hatte? , , , 135
57. Vom Fasten beim Fieber und andern Krankheiten. , , , 136
58. Das Räuchern ist bei frischer Luft in den Stuben unnöthig, ja sogar schädlich. , 139
59. Michel nahm beim Fieber etwas zum Schwitzen ein. , , 140
60. Ohne den Rath eines geschickten Arztes darf man beim Fieber nicht zur Ader lassen. , , , 141
61. Schädlichkeit des gewöhnlichen Aderlassens. 143
62. Wie verminderte August die zu große Vollblütigkeit ohne Aderlassen. , , 145
63. Es ist nicht gut, daß schwangere Frauen zur Ader lassen. , , , 146
64. Nimm kein Brechmittel ohne Verordnung des Arztes. , , , 147
65. Durch welche Mittel kann man am leichtesten und ohne Gefahr Oeffnung des Leibes erhalten? , , , 148
66. Man muß nichts zum Abführen nehmen wenn es nicht nöthig ist. , , 149

67. Spa,

67. Spanische Fliegen- oder Blasenpflaster vom Arzte verordnet sind eine sehr nützliche Sache. S. 155
68. Wie verhält man sich beim Blasenpflaster? ; 256
69. Was that Christian als er sich ein Loch ins Bein gehauen hatte? ; ; 157
70. Ein jeder hüte sich vor Pflaster und Salben bei der Rose oder dem Rothlaufe. ; 158
71. Heinrich quetschte sich einige Zehe am Fuße. 159
72. Wie hielte Margarethe ihren verbrannten Fuß? ; ; ; 160

## Von allgemein, oder örtlich herrschenden, und eigenthümlichen oder einzeln vorfallenden Krankheiten.

73. Vorbauungsmittel gegen Krankheiten zu gebrauchen ist nicht gut. ; ; S. 162
74. Andreas machte es nicht so wie der Schulze im vorhergehenden Stücke. ; ; 163
75. Magentropfen können oft sehr schädlich werden. 165
76. Ein betrunkener Mann gewährt einen widrigen Anblick, doch noch mehr ein betrunkenes Weib. ; ; ; 167
77. Sivers und Hartung, zwei vernünftige Handwerksleute. ; ; ; 169
78. Vernünftige Aeltern sorgen für das künftige Wohl ihrer Kinder. ; ; ; 171

Von

## Von ansteckenden Krankheiten.

79. Wie kamen das Faulfieber, und zu einer andern Zeit die Blattern nach M? : S. 173
80. Wie verhielt sich Gutmann, als in sein Haus die Ruhr kam? : : 175
81. Wie verhielten sich die vernünftigen Einwohner des Dorfes G. als das Faulfieber dahin kam? : : : 177
82. Kurze Rede des Bauermeisters K. in G. in der er die Einwohner ermuntert, sich von solchen, die ansteckende Krankheiten haben, zurückzuhalten : : : 178
83. Wie wollen die Einwohner in G. künftig bei ansteckenden Krankheiten ihre Todten begraben? : : : 180
84. Ueber die Anlegung der Krankenhäuser. : 183
85. Wie verhielt sich Hermann als er das Leiden hatte in seinem Hause die Krätze zu haben? : : : 186
86. Ohne Verordnung des Arztes ist das Schmieren mit Schwefel bei der Krätze sehr gefährlich. : : : 188
87. Traurige Geschichte von dem Schmieren beim Kopfausschlage. : : : 189

## Von den Blattern oder Pocken.

88. Wie hielt Märtens seine Kinder, da die Blattern oder Pocken in der Nähe waren? : 193
89. Heuer in L. verlor durch seine Schuld zwei Kinder an den Blattern, : : 196
90. Eine ähnliche Geschichte. : : 197
91. Man muß den Kindern, denen von den Blattern die Augen zugeschworen, dieselben nicht aufzerren, und nichts Erhitzendes darauf machen. : : 197
92. Wie giebt man Jemanden die künstlichen Blattern? : : 199
93. Ueber die Einimpfung der Blattern. : 201

## Von den Masern.

94. Kennzeichen der Masern. : : : 206
95. Wie hielt Christoph seine Kinder bei den Masern? : : : 208
96. Arend wartete seine Kinder schlecht bei den Masern. : : : 209

## Von Verhütung und Ausrottung der Blattern und Masern.

97. Die Blattern und Masern sind eine große Plage der Menschen. : : : 211

98. Hat

98. Hat man Hoffnung, daß die Ausrottung der Blatternseuche zu Stande kömmt? Seite 212
99. Auf welche Weise wird die Ausrottung der Blattern zu Stande kommen? . 213

## Von der Ruhr.

100. Wie suchte Hermann sich und die Seinigen vor der Ruhr zu sichern? . 215
101. Wie äußert sich die Ruhr? . . 218
102. Wie verhielt sich Spandau als er die Ruhr bekam? . . . 219
103. Stopfe die Ruhr durch kein hitziges Getränk und durch kein Fett. . . 220
104. Heinrich machte es nicht besser wie der Wachtmeister H. in der vorhergehenden Erzählung. . . . 222

## Vom Verhalten nach Krankheiten.

105. Wie lebte der Ackermann Horn, nachdem er von einer hitzigen Krankheit glücklich geheilet war? . . . S. 223
106. Danklied nach wieder erlangter Gesundheit. 225
107. Vermeide die Ursachen, durch die deine Krankheit kam, damit dir nichts Uebeleres widerfährt. . . . 226

## Von Kranken-Anstalten.

108. Nothwendigkeit der Kranken-Anstalten. S. 227
109. An vielen Oertern findet man schon Kranken-Anstalten. . . 231
110. Braunschweigische Landesverordnung wegen Verpflegung der fremden Kranken. . 232
111. Eine Verpflegungs-Anstalt für kranke Dienstboten. . . . 233
112. Handlung eines Juden, die manchen Christen beschämt. . . . 234

## Vom Tode.

113. Kennzeichen des wirklichen Todes. . 236
114. Es ist wahr, daß jemand wieder aufleben kann, wenn er todt scheint. . . 237
115. Eine ähnliche Geschichte. . . 239
116. Welche Menschen sind der Gefahr, lebendig begraben zu werden, am leichtesten ausgesetzt? . . . 240
117. Man hat Leute schon lebendig begraben. 242

118. Durch Anlegung der Leichenhäuser ist man sicher vor dem Unglücke lebendig begraben zu werden. , , Seite 243
119. Es giebt schon Leichenhäuser , , 244
120. Zu Mainbernheim im Anspachischen ist eine Todtenstube errichtet. , , 245
121. Vater Märtens erwartete nach einem guten Leben seinen Tod ruhig und entschlief sanft. , , , 246
122. Harms letzte Lebens-Zeit war die unglücklichste. , , , 251

## Einige warnende Beispiele, sich vor Schaden und Unglück zu hüten.

123. Ein Jeder sey vorsichtig mit Schießgewehren. 256
124. Siehe zu wo du hinschießest. , , 257
125. Das Schießen mit Blas- oder Puströhren ist gefährlich. , , , 258
126. Keiner sey bei gefährlichen Arbeiten leichtsinnig. , , , 259
127. Der unvorsichtige Schieferdecker. , 260
128. Nimm keine heiße Speisen zu dir. , 260

129. Eine ähnliche Geschichte. ; Seite 261

130. Keiner nehme zum Stochern der Zähne
Nadeln oder spitzige Dinge. ; ; 262

231. Nimm keine Nadeln in den Mund, um sie
mit den Zähnen zu halten. ; ; 263

132. Ein Jeder sey recht vorsichtig mit Giften
jeder Art. ; ; ; 265

---

# Von
# den Kränkheiten.

## Von Krankheiten, Aerzten und Arzneien.

### 1.

### Sind Krankheiten nothwendig?

### Ein Gespräch.

Märtens und Schmidt sprachen oft, wenn sie des Sonntags bei einander waren, über wissenswürdige und nützliche Dinge. Einst kam ihr Gespräch auf das Kranksey der Menschen, darüber sie verschiedener Meinung waren.

Schmidt. Es ist doch traurig, lieber Gevatter, daß die Menschen von so vielen Leiden gequält werden. Eine große Menge Krankheiten stöhrt oft die Freuden des Lebens, und selten genießt jemand das Glück einer immerwährenden und vesten Gesundheit. Es scheint mir daher, als wenn die Krankheiten da

seyn müssen, weil es derselben so viele giebt, und nur sehr wenige Menschen frei davon bleiben.

Märtens. Daß es sehr viele Krankheiten giebt; daß sehr viele Menschen daran gelitten haben, noch leiden, und leiden werden, ist nicht zu läugnen; daß die Krankheiten aber deswegen da seyn müssen, oder nothwendig wären, kann ich nicht glauben.

Schmidt. Es scheint doch so, sonst wären sie wol nicht da.

Märtens. Hierinn irrest du, lieber Schmidt. Nicht alles was ist, ist darum nothwendig. Ist es z. B. nothwendig, daß wir jetzt bei einander sind; daß wir mit einander sprechen; daß wir das sprechen, was wir sprechen? Könnten wir nicht getrennt seyn, oder schweigen, oder von etwas anderm reden?

Schmidt. Das hat seine Richtigkeit. Was nennst du aber nothwendig?

Märtens. Das ist nothwendig, was nicht anders seyn kann, was seyn oder geschehen muß, wenn etwas anders seyn soll. So ist es nothwendig, daß die Sonne scheint und daß es regnet, wenn die Pflanzen, die Bäume, das Korn und das Gras auf den Feldern und Wiesen gedeihen sollen. Nothwendig ist es, daß der Mensch ißt und trinkt, und schläft, wenn er sein Leben erhalten will.

Daß der Mensch aber krank wird, ist nicht nothwendig; sondern es stöhrt noch dazu seine Glückse-

ligkeit auf der Erde, wozu er doch eigentlich von Gott geschaffen und bestimmt ist. —

Schmidt. Das sehe ich ein; woher kommen aber die vielen Krankheiten?

Märtens. Das ist eine ganz andere Frage. Die meisten Krankheiten kommen vom unordentlichen Leben der Menschen her; indem sie bald durch Uebermaaß im Essen und Trinken; bald durch zu große Anstrengung bei der Arbeit, und auf der andern Seite durch Faulheit und Müßiggang die vernünftige Lebensordnung überschreiten. Hiedurch werden die natürlichen Kräfte des Körpers zerrüttet. — Ja, was noch mehr zum Krankwerden der Menschen beiträgt, ist die Befriedigung allzuheftiger Sinnlichkeit und Leidenschaften; dadurch wird der Mensch schwach und elend. —

Die Schwäche der Aeltern erbt auf die Kinder; diese Kinder hinterlassen noch schwächere Kinder, und auf diese Weise kam und kömt unter das Menschengeschlecht noch immer mehr Ursache zum Krankwerden.

Schmidt. Waren denn die Menschen vom Anfang an nicht krank?

Märtens. Nein. Gott schuf gesunde und zu den mancherlei Verrichtungen und Arbeiten auf der Erde recht taugliche Menschen. Adam nnd Eva giengen gesund und froh aus den Händen des guten Schöpfers, sie waren nicht krank; auch fand man

in den ersten Zeiten gar keine, oder doch sehr geringe Krankheiten, bei denen sich die Natur leicht selber helfen konnte, und half.

So bald die Menschen aber von dem Wege der Ordnung, der Mäßigkeit und der Tugend abwichen: so folgten dieser Abweichung auch sehr schnell manche Uebel und Krankheiten. Unsere alten Vorfahren kannten viele Krankheiten gar nicht, an welchen ihre schwachen Nachkömmlinge oft so viel leiden müssen.

Schmidt. Das ist wahr! Sollte es aber den Menschen nicht möglich seyn, die Krankheiten wieder wegschaffen zu können?

Märtens. Es kann vieles geschehen, was nicht geschiehet; es ist vieles möglich, das aber nicht in's Werk gerichtet wird, weil keine gehörige Anstalten dazu gemacht werden. Glaub es mir, lieber Schmidt, es wird nicht eher besser werden, bis sich die Menschen zu einer vernünftigern Lebensart bequemen, alles Schädliche fahren lassen, mäßig und nüchtern, züchtig und keusch, fromm und tugendhaft leben. —

Schmidt. Das ist wol die Hauptsache, wenn es mit dem Menschengeschlechte besser werden soll, daß man zu einer vernünftigen Lebensart räth und sie annimt; denn dadurch werden viele Leiden und Widerwärtigkeiten weggenommen. Es hält aber sehr schwer übele Gewohnheiten abzulegen; auch eine

schlechte Gewohnheit wird zur andern Natur. Was soll man dabei thun?

Märtens. Das wichtig steist, daß man die Kinder gut gewöhnt, sie vor schädlichen Gewohnheiten in Acht nimmt, sie abhärtet, und ihnen den wahren Werth der Dinge recht früh begreiflich macht; dadurch wird in Zukunft manches besser werden. Die Verdorbenheit der Menschen kam nicht auf einmal, und kann auch nicht auf einmal wieder weggeschaft werden.

Thun nur Aeltern und Lehrer das Ihrige treu und gewissenhaft: so wird an die Stelle des Bösen allmählig viel Gutes kommen. — Viele Menschen arbeiten jetzt recht fleißig an dem Besserwerden der Menschen; man giebt sich mehr Mühe als sonst, die Kinder vernünftig zu unterrichten und zu erziehen, und dieß läßt uns von der Zukunft das Beste erwarten.

Schmidt. Es giebt doch aber viele ansteckende Krankheiten, vor welchen man sich bei der besten Lebensart oft nicht gehörig verwahren kann.

Märtens. Bei unserer jetzigen Verfassung freilich nicht. Wie aber, wenn man wohlthätige Veranstaltungen machte, daß Kranke, wenn ihre Krankheit ansteckend ist, sogleich von Gesunden getrennt würden, und sie nicht eher, bis sie völlig wieder hergestellt wären, in die menschliche Gesellschaft zu-

rückkehren dürften; würden dann nicht Tausende von der Krankheit befreit bleiben? Durch solche wohlthätige Anstalten würden die meisten Krankheiten sehr eingeschränkt, und endlich wol gar ausgerottet werden.

Schmidt. Sollte das möglich seyn?

Märtens. Ich zweifle nicht daran. Rettet man doch durch solche Mittel das Vieh bei Viehseuchen, indem man das kranke vom gesunden trennt. Hält man Viehseuchen dadurch von Gegenden und Oertern ab, daß man weder Menschen noch Vieh durchläßt, das von solchen angesteckten Oertern kömt: so sehe ich nicht ein, wie man nicht durch gleiche Veranstaltungen das Leben der Menschen sichern könne.

Lieber Schmidt, gebrauchten die Menschen ihre Kräfte, die durch vernünftiges Nachdenken so sehr vermehrt werden können; und thäten alle Menschen so viel ihnen möglich wäre, die Erde würde ein viel glücklicherer Aufenthalt werden; viele Menschen würden sich alsdann freuen können, da sie jetzt ihren Zustand beklagen und beweinen.

---

## 2.

## Woran erkennt man den traurigen Zustand des Krankseyns?

Adolph war gewöhnlich heiter und froh; hatte Lust zum Essen und Trinken, und Lust zu der Arbeit; verrichtete mit leichter Mühe sein Tagewerk, und hatte er es sich am Tage sauer werden lassen: so schlief er ruhig, und stärkte seine Glieder zu der Arbeit des folgenden Tages. Einst wurde er, ohne daß er die Ursache davon wußte, traurig und niedergeschlagen; hatte keine Lust zum Essen, und keine Lust zu der Arbeit; er fühlte Mattigkeit in den Gliedern, und drücken in der Herzgrube; bald darauf bekam er Kopfweh und Schmerzen in den Armen und Beinen. Ohne heftige Bewegung fühlte er abwechseln Hitze und Frost. Adolph schlief wenig und unruhig. Oft erschreckten ihn ängstliche Träume, von welchen er wach wurde, und lange nicht wieder einschlafen konnte. Seine Einbildungskraft plagte ihn oft mit Vorstellungen, die nicht so waren, als er glaubte. Dieß alles bewies sehr deutlich, daß Adolph krank war.

Ueberhaupt sagt man von einem Menschen, daß er krank sey; wenn er die ihm, vermöge seines Alters und Geschlechts zukommenden Verrichtungen und Ar-

beiten, nicht gehörig, nicht ohne Schmerzen, Unbequemlichkeiten und baldige Ermüdung, also nur unvollkommen, verrichten kann.

---

3.

## Wie verhielt sich der Schulze in Fl. als er krank wurde?

Der Schulze in Fl. fühlte Mattigkeit und schmerzhaftes Ziehen in seinen Gliedern. Er war traurig, fühlte oft Neigung zum Schlafen, doch schlief er unruhig und träumte viel.

Einige Tage lebte er sehr mäßig, indem er glaubte, daß sein Uebelbefinden vom verdorbenen Magen herrühre, welches er durch Hungern wieder gut machen wolle. Man rieth ihm manches zu gebrauchen.

Nachbar Andreas rieth ihm Pfefferkörner mit Branntwein einzunehmen; Michel bittern Schnaps zu trinken; Christoph Ingwer zu verschlucken; Christian brachte hitzige Tropfen von einem hausirenden Ungern gekauft. Kathrine wollte nach dem Scharfrichter schicken, den sie als einen sehr geschickten Mann rühmte. Ein altes Weib rieth die Frau Doctorin im benachbarten Dorfe an, die aus dem Urin oder dem Wasser des Kranken sogleich sehen könne, was

was ihm fehle. Der Schulze fragte die Rathgeber: Könnt ihr mir sagen, was mir eigentlich fehlt?

Rathgeber. Nein, das können wir nicht.

Der Schulze. Nun so könnt ihr mir auch nicht helfen. Ich danke euch indessen für euren gutgemeinten Rath; doch ist er keine Hülfe für mich. Da sich meine Krankheit seit gestern vermehrt hat, so laß denn Prediger rufen, liebe Frau, dem will ich mein Befinden erzählen, und ihn bitten meine Umstände dem geschickten Arzte, den er gebraucht, zu schreiben, damit mir ordentlich geholfen wird.

Der Prediger kam; erkundigte sich genau nach dem Befinden des Schulzens, und machte sich eine wahre Freude daraus, diesem vernünftigen Kranken zu dienen. Er lobte sein Betragen, daß er nichts, als was ein gelehrter Arzt verordnet hätte, hätte einnehmen wollen.

Der Arzt erklärte die Krankheit des Schulzen für ein kommendes Gallenfieber, und nun sah der Schulze ein: daß er sich durch das Einnehmen hitziger Sachen in die größte Lebensgefahr hätte stürzen können. Da er sich sehr genau nach der Vorschrift des Arztes richtete, ordentlich einnahm, und die Kur fortsetzte, wurde er bald wieder besser, und konnte seine Geschäfte nachher bei völliger Gesundheit gehörig verrichten.

Sirach 37, 9. Hüte dich vor dem Rathen, und bedenke zuvor ob es gut sey.

## 4.

## Was dachte Dumm von den Aerzten.

Dumm war krank und litt an heftiger Angst und Kopfweh. Er gebrauchte alles, was man ihm als gut anpries; aber dem vernünftigen Rathe, zu einem geschickten und gelehrten Arzte zu schicken, wollte er nicht folgen. Er pflegte denen, die ihm hiezu riethen, zu antworten: „Jeder hüte sich vor dem Doctor und Feldscherer; denn die machen es erst recht schlimm. Wie gieng es Nachbar Spandau, als er krank war? Ein ganzes Vierteljahr mußte er das Bette hüten; das kam denn gewiß daher, weil er einen Doctor gebrauchte. Ohne denselben wäre er gewiß eher wieder besser geworden."

Nachbar Spandau kam zu ihm, rieth ihm die Quacksalberei zu lassen, und einen vernünftigen Arzt anzunehmen; weil er nur durch dessen Geschicklichkeit beim Leben erhalten sey.

Dumm. Daß du mir noch den Arzt anpreisen magst, wie gieng's dir, da du erst zu gebrauchen anfiengst? Ein ganzes Vierteljahr hast du da gelegen.

Spandau. Woher kam das? Ich war zu sorglos beim Anfange meiner Krankheit; nahm alles ein, was man mir brachte. Alte Weiber mit Tropfen

pfen und Pillen schienen mir Engel zu seyn. Du weißt, daß das Faulfieber, das ich hatte, leicht tödlich werden kann; vorzüglich, wenn man es im Anfange dabei versieht und schlechte Mittel gebraucht. Ich war schon sehr schlecht. Die Meinigen, die meinen Tod erwarteten, liefen nun erst in voller Angst zum Arzte um Hülfe zu suchen. Er soll, als er meinen Zustand erfahren, den Kopf geschüttelt, und den Meinigen wenig Hoffnung zum Besserwerden gegeben haben; weil die Krankheit durch unsere Sorglosigkeit, und durch den Gebrauch schlechter Mittel aufs höchste gestiegen sey.

Doch versprach der gute Mann sein Möglichstes zu thun, wenn ich ordentlich und anhaltend gebrauchen wolle. Ich habe es redlich gethan, und verdanke nächst Gott diesem Arzte mein Leben.

Dumm. Du wärest aber gewiß wieder besser geworden, wenn dein Lebensziel noch nicht da war; und dann war es ja unnöthig Arzneien zu gebrauchen.

Spandau. Glaube das nicht. Mancher Mensch lebte gewiß noch, wenn ihm ordentlich geholfen wäre. Ohne die Hülfe eines verständigen Arztes läge ich jetzt schon lange im Grabe. Was mußt du thun, wenn du in gesunden Tagen dein Leben erhalten willst?

Dumm. Ey, ich muß essen, trinken und schlafen.

Spandau. Wenn aber dein Ende noch nicht da wäre: so könntest du doch wol eine Zeitlang, vier oder sechs Wochen fasten; sterben würdest du nicht, wenn dein Lebensziel noch nicht da wäre?

Dumm. Das ist ganz etwas Anders. Wie passen sich Essen und Trinken und Arzneien zusammen?

Spandau. Wie ich glaube, recht gut. Essen und Trinken sind in gesunden Tagen die Mittel unsern Körper zu erhalten und zu stärken; in der Krankheit sind es die Arzneien, die uns der gute Gott gab, um uns zu helfen, und die Krankheit wegzuschaffen. Wer nun in einer Krankheit keine Arzneien, die ein geschickter Arzt verordnet hat, einnehmen will, der handelt eben so thörigt als der, der vier oder sechs Wochen nichts genießen wollte, weil sein Lebensziel noch nicht da wäre. Ein Solcher würde in den ersten acht Tagen sterben; denn Gott thut kein Wunder, wo natürliche Mittel zureichen. —

Dumm. Ich habe schon vielerlei eingenommen, wenn es nur helfen wollte.

Spandau. Es kommt bei dem Kranksey n nicht so sehr darauf an, ob man etwas einnimt; sondern die Hauptsache besteht darinn, was man einnimt. Ehe ich durch Schaden klug geworden war, nahm ich auch ein, was man mir rieth, und hätte beinah mein Leben darüber eingebüßt. Von der Zeit an

an nehme ich nichts mehr von Quacksalbern, und leide auch nicht, daß einer der Meinigen Arzneien von ihnen nimt.

Dumm. Die Arzneien kosten aber oft viel Geld, und der Arzt will auch das Seinige haben.

Spandau. Das ist sehr natürlich. Der Arzt hat es sich viel kosten lassen, um die schwere Kunst Menschen zu heilen, zu erlernen. Es ist also sehr billig, daß er nun von seiner Kunst lebe. Die Arzneien kosten dem Apotheker auch Geld, und man kann also nicht verlangen, daß man sie umsonst bekömmt.

Dumm. Die Aerzte machen es aber erst schlimm, damit sie mehr verdienen.

Spandau. Ein guter geschickter Arzt thut es gewiß nicht. Ihm ist daran gelegen, daß er dem Kranken so bald als möglich helfe; denn dadurch wird sein guter Ruf und seine Ehre vermehrt. Auch hat es ein guter Arzt nicht nöthig die Krankheit in die Länge zu ziehen, weil er genug zu thun hat. —

Dumm. Oft dauert es doch so lange, ehe man beim Gebrauch ordentlicher Arzneien wieder besser wird.

Spandau. Wenn ein Uebel groß ist: so dauert auch die Wegschaffung desselben desto länger. Habe ich Feuer im Hause und lösche es gleich, wenn ich es merke: so ist oft ein Eimer voll Wasser hin-

länglich mein Haus zu retten. Laß ichs aber erst brennen: so ist die Rettung nachher viel langwieriger und schwerer, ja, oftmals ganz vergeblich. Bin ich krank und gebrauche gleich im Anfange ordentliche Arzeneien: so ist mir oft leicht geholfen; läßt man die Krankheit aber erst überhand nehmen, oder gebraucht unrechte Mittel und Quacksalbereien: so gießt man Oel ins Feuer, macht das Uebel ärger, und büßet oft sein Leben ein. —

Dumm. Also soll ich einen verständigen Arzt annehmen?

Spandau. Wenn du dein Leben, und das Glück der Deinigen lieb hast, so mußt du es thun. Schicke sogleich hin; denn jeder Tag vermehrt, ohne ordentliche Hülfe, deine Gefahr.

Dumm wartete noch einige Tage ehe er zum Arzte schickte. Seine Krankheit wurde so heftig, daß ihm am Ende nicht mehr zu helfen war. Er starb, weil er die Mittel nicht zur gehörigen Zeit gebrauchte, die Gott dem Menschen zur Erhaltung seines Lebens und zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gegeben hat.

Sirach 38, 1. 2. 3. Ehre den Arzt mit gebührender Verehrung, auf daß du ihn habest zur Zeit der Noth; denn der Herr hat ihn geschaffen, und die Arznei kömt vom Höchsten, und Könige ehren ihn. Die Kunst (Geschicklichkeit) des

des Arztes erhöhet ihn, und machet ihn groß bei Fürsten und Herren.

---

5.

## Wie munterte der gute Schulmeister K. seine Freunde zum Gebrauch eines geschickten Arztes auf?

Der gute Schulmeister K. in W. suchte seiner Gemeine und seinen Freunden, so viel er konnte, nützlich zu werden. Bei Tage unterrichtete er seine Schulkinder treu und redlich; und sprach denn bei langen Winterabenden sehr gern mit guten Menschen über Dinge, die lehrreich und nützlich waren. Gern kamen alte und junge Leute zu ihm, oder giengen dahin, wo er war; denn er hatte stets etwas Gutes zu erzählen oder vorzulesen in Bereitschaft. Gewiß gieng jeder klüger zu Hause. Einst befand er sich in dieser Gesellschaft. Das Gespräch kam auf den seeligen Konrad. Man erzählte von seiner Krankheit, von den Arzneien, die er gebraucht, von seinem Tode, und bedaurte die armen hülflosen Kinder, die durch den frühen Tod ihres Vaters in einen bedauernswürdigen Zustand gekommen waren.

Lieben Leute, sprach der Schulmeister, das sind die traurigen Früchte der Quacksalberei. Wahrscheinlich lebte der nun seelige Konrad noch jetzt, wenn er sich nach meinem Rathe an einen geschickten Arzt gewandt hätte; so aber wollte er nicht hören, und schickte zum Scharfrichter. Wie kann ein solcher Mensch, die Kunst Menschen zu heilen verstehen; dazu gehört gewiß mehr, als einige Pillen und Laxirmittel zu geben. Daß mehr dazu gehört, sollt ihr bald selber einsehen, wenn ich euch etwas über die Beschaffenheit des menschlichen Körpers vorgelesen habe. Hier nahm der Schulmeister das Noth- und Hülfsbüchlein aus der Tasche, und las:

„Der menschliche Leib ist so künstlich gebauet, und aus so vielerlei Theilen und Gliedern zusammengesetzt, daß man die Weisheit und Kunst, welche Gott daran bewiesen hat, nicht genug bewundern kann. Man zählt allein 249 große und kleine Knochen im Menschen. Die Knorpel, Fleischmuskeln, Sehnen, Häute, Adern und Nerven sind nicht zu zählen: und alles, bis aufs kleinste Fleischfäserchen, hat seine gewisse Verrichtung und seinen Nutzen. Die Knochen geben dem Körper die Festigkeit, wie das Zimmerholz in einem Gebäude, und sie sind durch Knorpel und Häute so an einander gefügt, daß sie überall, wo es nöthig ist, biegsame Gelenke haben. Die Muskeln sind

sind Fleischklumpen, die sich wie eine Schnecke zusammenziehen und ausstrecken, sie sind vermittelst der Sehnen an die Knochen befestigt: so daß durch ihr Zusammenziehen oder Ausstrecken die Knochen, und dadurch alle Glieder bewegt werden. Im Kopfe ist das Gehirn, aus welchem eine Menge dünner Fäden ausgehen, die man Nerven nennt. Zwei gehen in die Augen, zwei in die Ohren, zwei in die Nase, und unzählige gehen durch das Rückenmark in alle Glieder, bis in alle Pünktchen der Haut. Diese Nerven machen, daß die Seele in uns erfährt, was wir sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen. Im Halse ist vorn die Luftröhre, durch die wir Athem holen, und dahinter ist die Gurgel oder Speiseröhre. Der Rumpf hat inwendig zwei Höhlen, zwischen welchen das Zwergfell ausgespannt ist. Oben ist die Brusthöhle, in der die beiden Lungen liegen, und das Herz. Die Lungen ziehen, wie Blasebälge, durch das Athemholen frische Luft in uns, um das Blut abzukühlen, daß es sich nicht erhitzt. Wenn es sich daher erhitzt, so geht das Athemholen gleich geschwinder, z. B. wenn man läuft, oder Bergauf steigt, oder das Fieber hat; besonders aber bei Lungenentzündungen, beim Seitenstechen und andern Brustkrankheiten. Durch die Lun-

gen wird auch die Stimme zuwege gebracht; indem man durch diese die Luft schnell durch die Gurgel stößt, und diese mehr oder weniger zusammenzieht, daß es hell oder grob klinget.

Das Herz ist fast so beschaffen, wie eine Spritze, indem es das Blut durch die Pulsadern in den ganzen Leib und alle Glieder hinaustreibt, von da es durch die Blutadern wieder ins Herz zurückfließt; durch welchen beständigen Umlauf des Blutes der Nahrungssaft in alle Glieder geführet wird. Bei jedem Druck, den das Herz so thut, geschieht ein Pulsschlag, der das Blut in den Adern weiter rückt. Man muß daher zuweilen nach dem Pulse am linken Arme gleich unter dem Daumen fühlen: damit man merke wie er gewöhnlich geht, um unterscheiden zu lernen, wie er unordentlich geht.

Bei einem gesunden Menschen geschehen nämlich in einer Minute 60 bis 70 Pulsschläge. Zählt man nun deren bei einem Kranken über ein Drittheil mehr: so ist ein heftiges Fieber da. Der Puls ändert sich auch bei Krankheiten in der Stärke und Schwäche des Anschlagens, und in der Härte und Weichheit. Ein harter Puls schlägt wider den Finger, den man daran hält, wie wenn die Ader von Holz wäre. Zuweilen ist der Puls auch unordentlich,

da die Schläge nicht immer in gleicher Zeit auf einander folgen; sondern einer länger ausbleibt, als die andern, oder bald starke, bald schwache Schläge geschehen. Auch bleibt zuweilen nach 5 oder 10 Schlägen einer gänzlich aus. Unter dem Zwergfelle in der Bauchhöhle liegt nun der Magen, die Leber, die Galle, die Milz, die Nieren, die Blase, das Gekröse und die Gedärme, welche Theile aus unzählbaren kleinen Theilchen sehr künstlich zusammengesetzt sind. Im Magen wird Speise und Trank gleichsam zerkocht und in eineu Brei verwandelt. Dieser Brei geht aus dem Magen in die dünnen Gedärme.

Hier scheidet sich der taugliche Nahrungssaft von dem Unrathe, und tritt in die Milchgefäße des Gekröses. Aus diesen geht er in den Milchbehälter, und von da ins Blut. Wer nun dieses bedenkt, wird leicht begreifen, was für große Wissenschaft und Kunst dazu gehört, eine Krankheit ordentlich und mit Verstand zu beurtheilen und zu kuriren. Man muß nämlich alle die tausend verschiedne Theile des menschlichen Leibes auswendig und inwendig kennen und verstehen; man muß aus gewissen Kennzeichen, aus einem besondern Schmerze in jedem Theile, aus Frost und Hitze, aus dem Pulse und Athemholen, aus dem Speichel, aus

dem Schweiße, aus der Verstopfung und Oeffnung des Leibes, auch aus dem Wasser des Menschen, und noch aus vielen andern Dingen urtheilen können, was und wo es dem Kranken fehlt; man muß tausend und mehr Kräuter und andere Dinge kennen und ihre Kräfte wissen; man muß geübt seyn, zu unterscheiden, wie viel man diesem oder jenem Menschen, nach seiner Natur, von einer Arznei geben darf: denn es giebt Arzneien, von denen ein Körnchen zu viel, den Kranken tödtet, und der geringste Fehler in einer Kur, als z. B. zur unrechten Zeit Aderlassen, Purgiren, Schweißtreiben, kann einen auf Zeitlebens ungesund machen, oder ihn den Tod zuziehen. Alles dieses aber muß man wissen und verstehen, wenn man mit gutem Gewissen Kranke kuriren will: so, daß ein gewissenhafter Arzt sein ganzes Leben lang daran zu lernen hat, und doch nicht auslernt." —

Schulmeister. Was denkt ihr nun davon, lieben Leute, sollte es wol leicht seyn Menschen kuriren zu können?

Gottfried. Ich halte es jetzt, nachdem ichs so recht gehört, was alles zu einem guten Doctor erforderlich ist, für eine sehr schwere Sache, Menschen kuriren zu können.

Schul-

Schulmeister. Das ist wahr. Wofür hältst du aber solche dumme Menschen, die sich mit der Heilung der Menschen ohne Kenntniß und Wissenschaft, als Marktschreier, Scharfrichter, Schinder, alte Weiber, Hirten, Halbmeister u. dgl. abgeben?

Heinrich. Ich halte sie für Betrüger und Mörder, die nur um Geld zu bekommen, Leute um Gesundheit und Leben bringen.

Schulmeister. Wo wollt ihr, meine lieben Freunde, künftig, wenn ihr krank werden solltet, Hülfe suchen? Wollt ihr wie der seelige Konrad zum Scharfrichter, oder zur weisen Frau, oder zum Quacksalber gehen? Was meinet ihr?

Alle. Lieber Schulmeister, es würde die größte Sünde seyn dahin zu gehen, da wir nun wissen, daß unser Leben in solchen Händen so sehr in Gefahr ist. Zum geschickten Arzte wollen wir gehen.

Schulmeister. Gott segne Euer Vorhaben! Es ist schon spät; schlaft daher Alle wohl, und denkt an diesen Abend, wenn es Noth thut.

---

## 6.

## Der Quacksalber.

Hieronimus Gelddieb war in seiner Jugend ein sehr fauler Mensch, und lernte schlechterdings nichts, wodurch er seinen Nebenmenschen hätte nützlich werden können. So lange seine Aeltern lebten, ernährten sie ihn; da sie aber starben, schämten sich die Anverwandten des faulen Tagediebes. Hieronimus nahm nun das geringe väterliche Vermögen zu sich, gieng damit von seinem Geburtsorte weg, und wollte sein Glück in der Fremde, so gut als möglich, machen. Dumm war er nicht, und wollte sich auch auf eine ehrlich scheinende Art ernähren. Er sann also auf Mittel, wie er dieß machte. Da fiel ihm ein, daß viele Menschen noch sehr dumm und einfältig wären, und diese sollten ihn recht reichlich ernähren. Freiwillig sollen dir diese ihr Geld zur Messe und zum Markte bringen, dachte er bei sich. Sogleich ließ er sich für das noch vorräthige Geld eine große Bude machen. Diese Bude füllte er mit vielen leeren Büchsen und Schachteln aus, und stellte eine lange Reihe Gläser mit gefärbten Wassern auf. Nun zog er einen guten mit Gold besetzten Rock an; steckte einen Degen an die Seite; setzte eine Perücke auf, und gab sich selbst den Titel, Herr Doctor.

So

So bezog er Messen und Jahrmärkte. Er ließ Zettel drucken, worauf seine niemals verrichteten Wunderkuren standen. Er kaufte einige Bandwürmer, setzte sie in Gläser mit Brantwein angefüllt, und gab vor, diese habe er den Leuten abgetrieben. Vorzüglich rühmte er seine Geschicklichkeit Augenkrankheiten, so gar Blinde zu kuriren. Ich sah diesen Betrüger auf einer ansehnlichen Messe in Deutschland, auf öffentlichem Markte sein böses Wesen treiben. — Viele hundert Menschen standen um ihn her. Er hielt lange Reden an das Volk, und sein Hanswurst machte Possen und Sprünge dazu. Er bat jeden Augenkranken, der geheilt seyn wollte, dicht vor seine Bude zu kommen. Es fanden sich sehr viele Menschen an. Diesen strich er etwas Kampferwasser in die Augen; darauf mußten sie sich auf den Rand seiner Bude mit den Köpfen neigen, und die Augen zuhalten. Lagen die Menschen auf ihrem Gesichte; so mißbrauchte dieser schändliche Betrüger die Religion auf eine sehr entehrende Art; indem er bei seiner Quacksalberei ein langes Gebet hersprach, und Gott dadurch lästerte. — Hatten nun die dummen und abergläubischen Menschen eine Zeitlang in dieser Stellung gelegen: so ließ er einen nach dem andern aufstehen, wischte einem jeden die Augen rein aus, und beschwur sie nun, jetzt die Wahrheit zu sagen, ob sie nicht schon besser sehen könnten. Es war sehr natürlich, daß diese

Menschen in dem Augenblicke, da ihre Augen vorher geruhet, und nun rein ausgewischt waren, etwas besser sehen konnten wie vorhin, und gaben dem Quacksalber völligen Beifall. Nun wickelten viele Menschen ihr Geld in Schnupftücher, warfen sie in des Betrügers Bude, ohne einmal sagen zu können was ihnen fehle, und wogegen sie es gebrauchen wollten. Der Hanswurst und die Hure des Hieronimus wickelten die Tücher auseinander, gaben, nachdem viel Geld darinn war, viel Waare hin, und reichten die Tücher den thörigten abergläubischen Menschen. Froh giengen diese betrogenen Leute zu Hause, und glaubten für ihr Geld viel schöne Sachen erhalten zu haben. Manche arme Wittwe gab diesem faulen, Gott lästernden Tagediebe ihre kümmerlich erworbenen 6 Groschen.

Wie ist es möglich, daß Menschen, denen Gott Verstand und Vernunft gab, ihr Leben und ihre Gesundheit einem solchen unwissenden Landstreicher anvertrauen können! Mein Innerstes empörte sich bei diesem öffentlichen Gräuel; doch konnte ich weiter nichts dabei thun, als diesem Betrüger und Menschenmörder, zum allgemeinen Wohl, baldige Zuchthausstrafe zu wünschen. –

---

7.

## 7.
## Frau Doctorin.

In G — dt. einem H — schen Dorfe wohnt eine Frau, die sich durch den Verkauf schädlicher Arzneien viel Geld verdient. Sehr häufig gehen die Leute zu ihr, und leider steht sie bei vielen Unvernünftigen in dortiger Gegend in großem Ansehn. Krankheiten kennt sie nicht, und kann sie auch von ihrem Manne, der Schweineschneider war, unmöglich kennen gelernt haben. Ihre ganze Kunst besteht in dem Besehen des Wassers der Kranken. Aus diesem sagt sie mit sehr weiser Miene, was dem Kranken fehlt. Daß sie dieses kann, ist ihr sehr leicht; denn wer einmal betrügen will, erlaubt sich alles.

Kommen Leute in ihr Haus Arzneien zu holen: so geht die Frau Doctorin in eine Kammer dicht bei der Wohnstube. In der Thür zwischen der Stube und der Kammer ist ein Fensterloch, vor welchem ein kleiner grüner Vorhang hängt. Hinter diesem steht die Frau Doctorin und horcht. — Die Töchter nöthigen die Leute in die Stube und zum Sitzen, und sagen: die Mutter sey zu einem Kranken gerufen, werde aber bald wiederkommen. Im Gespräche locken diese listigen Mädchen dem offenherzigen Boten die Umstände des Kranken unvermerkt ab, die

die Betrügerin in der Kammer alle vernimt. Weiß sie genug: so kömt sie mit einem umgehängten Mantel von vorn in die Stube, als wenn sie ausgewesen wäre, und erzählt von der schlimmen Krankheit dessen, den sie so eben besucht habe. Nun läßt sie sich das Uringlas zeigen, macht ein sehr bedenkliches Gesicht, und sagt denn dem Menschen alles redlich wieder, was er vorher erzählt hat. Dieser Betrogene staunt nun die Weisheit der Betrügerin an, und giebt sein Geld mit Freuden für Arzneien hin, die für den Kranken entweder wahres Gift sind, oder ihm doch wenigstens nichts helfen können. Flachs, Eier, Butter, Speck und Geld schleppt man diesem Weibe in Menge hin. — Tief sitzt der Wunderglaube in den Köpfen solcher Menschen, die nicht nachdenken; sondern den Schein für die Wirklichkeit annehmen.

---

8.

## Geht zum Scharfrichter Herr Gevatter

sagte der unverständige Michel, als Wilhelms Frau nach dem Wochenbette sehr krank wurde; er ist ein sehr geschickter Mann, was er giebt, wirket drei Tage.

Wilhelm. Dafür bewahre mich der Himmel, daß ich zu ihm gehe! Nein, Michel, mein gutes

rechtschaffenes Weib habe ich viel zu lieb, als daß ich sein Leben einem Menschen anvertrauen sollte, der nichts als Pferdekuren, und auch diese oft nicht einmal recht versteht. Hätte ich mein Weib lieb, wenn ich dasselbe durch schlechte Arzneimittel auf den Kirchhof brächte? Gleich will ich zur Stadt nach dem besten Arzte gehen, und was der verordnet, will ich auf der Apotheke kaufen: so kann ich's ihr mit gutem Gewissen geben, und ruhig dabei seyn.

Michel. Glückliche Reise! Wirst gut fahren. Viel wird es dir kosten, und unter einem halben Jahre wirst du nicht fertig werden.

Wilhelm. Du redest sehr unverständig Michel. Geschickte, redliche und menschenfreundliche Aerzte nehmen nur wenig für ihre Mühe, und daß sie etwas dafür nehmen, ist sehr billig; denn es hat ihnen ja die Erlernung ihrer großen Kunst, Menschen von Krankheiten zu befreien, auch viel gekostet. Wahr ist es, gute Arzneien kosten viel Geld; giebt dir aber der Scharfrichter seine Mittel umsonst? — Gesetzt auch, du kauftest die Arzneien bei einem Quacksalber wohlfeiler, als du sie nach der Verordnung eines geschickten Arztes auf der Apotheke kauftest; wirst du nicht immer unruhig bleiben müssen, wenn dir der Gedanke einfällt; daß du durch die vom Marktschreier, Scharfrichter und Quacksalber gekauften Arzneien die Deinigen unglücklich machen,

ja,

ja, gar ihr Mörder werden kannst? Michel, sollte ich auch bei dem Krankseyn der Meinigen ein Pferd oder eine Kuh verkaufen müssen: so will ich's lieber thun, als nachher Gewissensqual, wegen Gebrauch schlechter und verkehrter Mittel, aushalten. Ich will es nicht so machen wie manche Landleute. Ist ein Pferd oder eine Kuh krank: so laufen sie, so geschwind sie können, die beste Hülfe zu finden. Ist aber die Frau, oder ein Kind, der Knecht oder eine Magd krank: so sind sie saumselig, lassen es darauf ankommen, oder gehen zum Quacksalber.

Sind aber die Menschen nicht viel mehr, denn das Vieh! Matth. 6, 26.

---

## 9.

## Der Schweinehirt wurde Menschenarzt.

---

Helmke in H. kurirte manche Krankheiten der Schweine mit glücklichem Erfolge; weil er ein Pulver hatte, das Schweinen sehr gedeihlich war. Dadurch kam er in den Ruf eines geschickten Menschen, und man holte ihm seine Arzneien häufig ab. Endlich fiel es ihm ein, daß er einmal gehört habe, daß der innere Bau des Menschen mit dem Bau

des

des Schweines einige Aehnlichkeit habe; und glaubte daher, daß das Pulver, was er für Schweine gab, auch wol für Menschen gut sey. Von der Zeit an gab er es gegen alle Krankheiten der Menschen, sie mochten nun seyn, welche sie wollten. Da manche Kranke durch Hülfe ihrer guten und starken Natur wieder besser wurden: so schrieb man doch das Besserwerden der Hülfe des Pulvers zu, das Helmke gegeben hatte, und der Zulauf der Menschen nach diesem neuen Doctor ward bald sehr groß. Helmke wurde mit seinen Kuren dreister; gab sein Pulver für Schweine auch Menschen in hitzigen Krankheiten; aber die Leute, die es einnahmen, bekamen recht schreckliche Angst darnach. Ihre Krankheit und ihr Brennen im Leibe ward immer heftiger; und Einige klagten gegen den Prediger, auf dem Todtbette, Helmken als ihren Mörder an. Der Prediger meldete dieß der Obrigkeit, welche ihm bei Zuchthausstrafe verbot, dieß Pulver keinem Menschen, so wie überhaupt keine Arzneien für Menschen mehr zu geben. Doch treibt Helmke sein Wesen im Stillen, und giebt seine Arzneien bei der Nacht aus, weil er es bei Tage nicht wagen darf. —

---

10.

## 10.
## Die weise Frau.

Vor einiger Zeit lebte im Stadischen eine Frau, die sich durch ihre geheimen Kuren den Namen der weisen Frau erworben hatte. Ohngefähr 4 Meilen von ihr wohnte ein Förster, der nur ein Kind hatte, welches mit der fallenden Sucht, (Unglück, Jammer) behaftet war. Der vernünftige Vater dieses Kindes suchte bei einem geschickten Arzte Hülfe; doch war das Uebel von der Art, daß nur durch langen fortgesetzten Gebrauch Hoffnung des Besserwerdens erhalten werden konnte. Die Mutter, die ihr Kind recht lieb hatte, und dabei abergläubig war, hörte von dieser weisen Frau. Sie dachte also auf dieses Mittel recht ernstlich; doch durfte sie ihrem verständigen Manne mit dergleichen abergläubigen Dingen nicht kommen.

Nach kurzer Zeit verreisete ihr Mann auf einige Tage. Sie bat nun dringend ihren Jägerburschen, ihr zum Gefallen die Wallfahrt nach der weisen Frau zu übernehmen, sie wolle ihm auch recht dankbar seyn.

Die Bedingungen der weisen Frau waren: Derjenige, der zu mir kömt, muß beim Sonnenunter-

gange

gänge von Haus weggehen, und muß vor dem Sonnenuntergange des folgenden Tages wieder in seinem Hause seyn; sonst hilft meine Kur nicht. —

Der Jägerbursche ein sehr gefälliger junger Mensch, wußte dieß alles: begab sich beim Untergang der Sonne auf den Weg, und kam glücklich an den Ort seiner Bestimmung. Die weise Frau machte ihm Kaffee, und trank mit ihm. Ungern trank er mit; doch mußte er es thun, um die Frau nicht böse zu machen. Nachdem der Kaffee verzehret war, nahm sie den Satz, oder das Dicke vom Kaffee, goß es in eine Tasse, und fieng an zu weissagen.

— „Es ist ein Mensch, der krank ist. Er leidet sehr. Oft ist sein Uebel größer, und oft empfindet er weniger davon. Das Uebel wird heftiger werden, wenn keine Hülfe geschaft wird." Höre er, lieber Mann, das Uebel ist nun einmal da, ich will ihm Rath geben. Kömt er wieder zu Haus, so grüße er die Hausfrau, und sage zu ihr: sie solle die Betten des Kranken aufschneiden, in denselben würde sie zusammengewickelte Klumpen von Federn finden, diese solle sie sorgfältig und stillschweigend sammeln, und sie des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr unter freiem Himmel verbrennen; doch solle sie sich hüten, daß die Federn nicht umherflögen, denn das thäten solche Federn gern. In diesen Federklumpen stecke das Uebel des Kranken. Wäre dieses geschehen: so solle

solle man dem Kranken die Arznei geben, nach der es besser werden würde. Nach zurückgelegtem sauern Wege, kam der Jägerbursche zur bestimmten Zeit zu Haus an. Die abergläubige Frau war sehr neugierig, ob sich das alles so verhielte; denn sie wußte nicht, daß sich in jedem Bette, was nicht täglich aufgelockert, und oft an die freie Luft gebracht wird, die Federn leicht zusammenpacken und in Klumpen setzen. *) Da sie dieses nach der Untersuchung nun so fand, wurde ihr Glaube an die weise Frau sehr groß. In der folgenden Nacht holte der Jägerbursche ein Bund Stroh, legte es auf einen geräumigen Platz, steckte es an, warf mit seiner geschäftigen Wirthin die Federn darauf, und verbrannte sie stillschweigend. Nachdem wurde dem Kinde der Trank von der weisen Frau eingegeben. Der Mann erfuhr von der ganzen Sache nichts. Ohngeachtet aller diesen gebrauchten Mittel starb das Kind vierzehn Tage nachher. —

---

II.

## Mein Kind ist behext

sagte der Häusling M. in G. da sein Kind erbärmlich von Würmern litt. Ach! wie viele gottlose Leute

*) Siehe Exempelbuch 1te Hälfte S. 119.

Leute giebt es doch in der Welt. Da liegt nun mein armes Kind und jammert; sein Leib bläset hoch auf; es verzerret sein Gesicht, und kann nicht leben und sterben. Wo finde ich Hülfe gegen die alte Hexe, die den Groll gegen mich, an meinem armen Kinde ausläßt. Die alte Schwiegermutter stimmte in seine Klagen ein; machte als Gegenmittel gegen die Hexerei drei heilige Kreutze entlangs und quer über dem Kinde her, und betete dazu die Worte: Komm Herr Jesu sey unser Gast, und segne was du bescheret hast. — Da dieses nicht helfen wollte, rieth ein Anderer, des Nachts um 12 Uhr zum Gerichte (Galgen) zu gehen, einen Knochen von einem hingerichteten Missethäter zu holen, und wenn der nicht da wäre, nur ein Stück Holz vom Gerichte abzuhauen, um das Kind damit zu räuchern, so würde die Hexerei schon aufhören. Mit Furcht und Beben gieng der Häusling M. zu einem weit entfernten Galgen, fand daselbst einen Knochen, und kehrte vergnügt über seinen Fund nach Hause zurück. Man räucherte und kreutzte das Kind; aber es besserte sich nicht. Endlich rieth jemand dem Vater, nach einem Kloster zu gehen, um sein Kind da überlesen zu lassen. Er schleppte vor Anbruch des Tages sein elendes von Würmern so viel leidendes Kind nach dem Kloster, und wurde, nachdem er sein Flachs abgegeben hatte, in die Kirche geführet. Hier mußte der Vater mit dem Kinde vor dem Altare knien; ein Pater sagte

einige lateinische Gebete her, und segnete das Kind darauf ein, welche Handlung das Ueberlesen heißt. Kurz nach diesem Ueberlesen starb das Kind, welches denn an dem Sterbeorte bleiben mußte. Ganz sinnlos und betäubt kam der Häusling M. ohne Kind zu Hause, und jammerte, daß sein Kind nunmehr an den Folgen der Hexerei gestorben sey, und sich in fremder Leute Händen befände. Bei der Unruhe seines Herzens lief er zu seinem Prediger, und erzählte ihm in der Angst alles, was er mit seinem Kinde vorgenommen habe.

Schämt euch, sagte der Prediger zu ihm, daß ihr als Christ solche verkehrte Dinge thut. Ich rieth euch neulich, mit eurem Kinde zu einem geschickten Arzte zu gehen, der dem armen Kinde die Würmer wegschafte. Da ihr meinem gutgemeinten Rathe nicht folgtet; sondern dem Aberglauben der Wahrheit vorzoget, so kann ich euch nicht helfen. Bittet Gott, daß er euch eure große Versündigung an eurem Kinde vergiebt. Euer Kind laßt ihr im Kloster, wo es durch eure Schuld gestorben ist.

Am folgenden Sonntage predigte der Prediger über die Schädlichkeit des Aberglaubens, und zeigte seinen Zuhörern sehr deutlich; daß Aberglaube für Christen desto entehrender und schändender sey, je mehr sie Gelegenheit hätten, die Wahrheit zu erkennen. Am Schlusse seiner Rede sagte er Folgendes:

„Euch

„Euch allen ist die traurige Begebenheit, die sich in unserm Orte zutrug, bekannt. Ein Kind, das sehr von Würmern litt, starb durch die Schuld seiner abergläubigen Aeltern. Gott der gütige Vater gab Arzneien dagegen, so wie gegen jede Krankheit, und gewissen Menschen, die sich redlich darum bemühen, Verstand und Einsicht, diese Arzneien gehörig zu gebrauchen. Ich rieth euch oft Hülfe bei diesen zu suchen; weil ich euer redlicher und aufrichtiger Freund bin. Als ein Solcher gedenke ich euch und eure Kinder nicht blos nach den Himmel zu führen; sondern ich will gern, daß es euch auf der Erde schon wohl gehe. Geliebten Freunde, und insbesondere geliebten Aeltern! ich bitte und ermahne euch bei dem Andenken an das verstorbene Kind, entsaget hinführo dem Aberglauben der euer Gewissen früher oder später beschweren, und euch das traurigste Andenken an die Vergangenheit bringen wird, und bringen muß. Fraget den jetzt um sein elend gestorbenes Kind trauernden Vater, was er darum geben würde, sein Kind noch zu haben. Ein großer Theil seines Lebens wäre ihm nicht zu kostbar. Hütet euch vor einer solchen Reue, die euch die Freuden des Lebens auf eine sehr schmerzhafte Art rauben wird. Amen.“ Diese Geschichte hat sich in diesen letzten zehn Jahren leider noch zugetragen. —

---

12.

## Welchen Schaden richtete der Aberglauben an Hexen und Behexen in H. an?

In H. waren noch viele einfältige Leute, die an Hexen und Hexereien glaubten; und ohngeachtet der guten Belehrungen darüber vom Prediger und Schulmeister, behielten viele Alte und Junge zu ihrem größten Nachtheil, diesen Aberglauben bei.

Michels Kind war verfüttert, wurde lahm und elend. Anstatt sich zu einem vernünftigen Arzte zu wenden, und das Kind mäßig und ordentlich zu halten, gebrauchte man gegen die Hexerei so lange, bis das Kind ein elender Krüppel war.

Konrads Kind wurde durch schlechtes Verhalten der Mutter beim Säugen, durch die ungesunde Milch, vom Schäurchen befallen; litt empfindliche Schmerzen; verzerrte das Gesicht, und hatte heftige Verzuckungen. Es sollte behext seyn. Man kreutzte es, segnete es ein, und ließ es ohne vernünftige Hülfe elend sterben. —

Heinrichs Kinder hatten beim Spielen im Garten sehr giftigen Stechapfelsaamen gegessen; sie kamen weinend unter den heftigsten Schmerzen in's Haus, und klagten ihren Aeltern ihre Noth. Bald

Bald bekamen diese armen Kinder die schrecklichsten Verzuckungen. Der Vater und die Mutter hatten ihre Kinder noch am Mittage munter und froh gesehen, und konnten diese plötzliche Veränderung nicht begreifen. Mit großem Bedauren sah sie der Vater liegen und jammern, und sagte zu seiner Frau: „das geht nicht mit rechten Dingen zu, die Kinder müssen behext seyn." Seine Frau war derselben Meinung. Man schickte so schnell als möglich zum benachbarten Dorfe, um den Kuhhirten, der ein Wundermann seyn sollte, zur Hülfe zu rufen. Dieser kam, gab den Kindern einen Trank ein und machte mancherlei Possen dabei, um die vermeinte Hexerei aufzuheben. In der folgenden Nacht starben zwei von den Kindern auf die kläglichste Art. Man meldete nun erst dem Prediger dieß Leiden, der sogleich hineilte, um zu sehen, wie sich der traurige Vorfall verhielte. Er schickte sogleich zu einem Arzte, um wo möglich dem dritten noch elend leidendem Kinde zu helfen. Da der Arzt kam, starb auch das dritte, und Hülfe war nunmehr zu spät. — Die Obrigkeit ließ durch Aerzte diese durch Gift getödteten Kinder öfnen, um die Ursach ihres Todes zu erfahren; und da fand es sich denn sehr bald, daß der Stechapfelsaamen die Ursach ihres Todes geworden sey. — Jetzt macht sich Heinrich sehr bittere Vorwürfe, daß er durch Aberglauben verleitet die ordentliche Hülfe des Arztes versäumte.

Außer diesen nachtheiligen Folgen, richtete auch der Aberglaube an Hexen und Behexen in H. manches Unheil an; denn er führte die, die daran glaubten zur Lieblosigkeit und zur ängstlichen Furcht hin.

Da Michel glaubte, daß sein Kind behext sey, gab er sich sehr viele Mühe, die so genannte Hexe ausfindig zu machen. Er gab Acht, wer nach dem Räuchern und dem Kreutzen zuerst über seine Schwelle trat. Dieß traf gerade eine alte Frau, die nicht weit von ihm wohnte, und sein leidendes Kind besuchen wollte, und diese mußte nun ohne Bedenken die alte Hexe seyn. — Er schalt sie, und gieng in seinem Unwillen so weit, daß er sie aus dem Hause warf. Nachher sagte er seinen Bekannten, daß er die alte Hexe nun kenne, und warnte Jeden vor derselben. Diese unschuldige, gute alte Frau verlor ihre Ehre und Achtung bei den Unverständigen in H.; man floh ihren Umgang und verachtete sie. —

Auch ängstliche Furcht erzeugt der Aberglaube an Hexerei.

Im Jahre 1795 kam ich nach H. am Tage vor der Waldburgisnacht (Wolpernnacht). Gegen den Abend schrieb die Dienstmagd mit großer Emsigkeit, an alle Thüren der Ställe und des Hauses drei Kreutze stillschweigend an; damit sie und ihr Vieh bei dem Vorüberziehen der Hexen nach dem Blocksberge

berge in Sicherheit seyn möge. Ich lachte über diese Thorheit und wischte die Kreutze weg. Bald nachher standen sie größer da, als vorher. Durch vernünftige Vorstellung suchte ich den Hausgenossen diesen Aberglauben auszureden: doch fehlte wenig, daß sie gegen mich selbst mißtrauisch wurden; weil ich den Hexen freien Lauf geben wollte.

Wie sehr sind solche Leute zu bedauern, die nicht ruhig schlafen würden, wenn sie die Kreütze nicht beschützten. —

13.

## Die weise Frau bespricht.

Christians Frau hatte durch Erhitzung und darauf erfolgte Erkältung einen Anschuß an der Brust, d. i. eine schmerzende feurige Geschwulst bekommen, und litt empfindliche Schmerzen daran. Anstatt ordentliche Erleichterungsmittel zu gebrauchen, mußte die weise Frau kommen und die Brust besprechen. Dieses machte sie so. Christians Frau mußte stillschweigend mit gefaltenen Händen niederknien. Die weise Frau nahm ein sehr heiliges Ansehn an, und strich dreimal stillschweigend über die schmerzende Brust; darauf schlug sie dreimal ein

Kreutz, und sprach leise: das walte Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geist. Hierauf wurde dreimal das Vaterunser hergeplappert, die Brust noch einmal eingesegnet, und hiemit war die Kur zu Ende.

Christians Frau begnügte sich mit dem Besprechen. Die Milch verhärtete sich in der Brust; es entstand ein Geschwür daraus, und sie mußte die schrecklichsten Schmerzen ausstehen. Ein Wundarzt mußte es endlich aufschneiden, und jetzt sah es Christians Frau sehr deutlich ein; daß die weise Frau mit ihrem Besprechen eine Närrin sey, vor der sie sich künftig sehr in Acht nehmen würde.

Außer dem Schaden, den solche geheime Kuren bei vernachläßigten guten und heilsamen Mitteln anrichten, ist es auch für Menschen, die denken können und sollen, sehr entehrend, das Gebet des Herrn, das Vater unser, als übernatürliches Mittel gegen Schaden und Krankheiten der Menschen und des Viehes, zu gebrauchen. Dazu gab es der Herr nicht: sondern dieß vorzüglich schöne und reichhaltige Gebet, soll nur eine Anweisung für denkende Menschen seyn, Gott wohlgefällig zu beten. — Auch haben Kreutze und das Schlagen derselben keine geheime heilende Kraft. Wird es vom Prediger auf der Kanzel, oder vor dem Altare geschlagen: so soll dieß nichts mehr und nichts minder be-

bedeuten, als an den Heiland der Welt zu erinnern, der am Kreutze starb. Das Heilige, was man sich bei dem Kreutze und dessen Schlagen denkt, ist ein Ueberbleibsel aus den Zeiten der Finsterniß und des Aberglaubens, in welchen man das Aeußere in Geberden und Mienen, das Fasten ohne Gründe zu haben, u. s. w. für verdienstlich, und für den wichtigsten Theil der Gottesverehrung hielt. Sehr schädlich ist dieser Aberglaube; denn er hält die Menschen ab, die von Gott verordneten Mittel, die verlorne Gesundheit wieder zu erlangen, zu gebrauchen. Dieser Aberglaube mindert das wahre Vertrauen auf Gott, der uns nur alsdann zu helfen versprochen hat; wenn wir die rechten Mittel, die er uns zu unserm Wohlseyn gegeben hat, auf eine ihm wohlgefällige Art gebrauchen. —

14.

## Was dachte Herrmann von hausirenden Operatörs, Zahnärzten und Staarstechern.

### Ein Gespräch.

Klaus. Gevatter, es ist im Wirthshause heute ein sehr geschickter Mann angekommen, der Brüche

heilen, Zähne kuriren, und blinden Leuten zu ihrem Gesichte verhelfen kann. Jetzt wäre es Zeit, wenn ihr von eurem Bruche befreiet werden wollt.

Herrmann. Woher weißt du denn, daß der Mann wirklich geschickt ist?

Klaus. Ei, er hat es ja selbst gesagt. Er spricht ja so viel von seinen an allen Orten verrichteten Kuren, daß man es glauben muß. Könnte er es denn so dreist sagen, wenn es nicht wahr wäre?

Herrmann. Nicht alle Menschen sind so ehrlich wie du, lieber Klaus. Viele sprechen leider nur klug, um andern Leuten das Geld abzunehmen, und betrügen sie. Man hat schon so manche Beispiele davon. Worte und Großprahlerei sind bei solchen Betrügern das Beste. Wer seine Kunst ordentlich gelernt hat, braucht damit nicht hausiren zu gehen; sondern findet gewiß bald einen Ort, wo er sich redlich und anständig ernähren kann. Denn es heißt mit Recht:

Wer etwas kann, den hält man werth;
Den Ungeschickten niemand begehrt.

So geht es auch meistentheils mit den umherreisenden Aerzten. Verliert man unter ihren Händen Gesundheit und Leben: so reisen sie davon, und bekümmern sich um nichts; rühmen sich noch wol gar, daß sie den unglücklich gemachten oder gemordeten Menschen geholfen hätten. —

Klaus.

Klaus. Dieser Mann hat aber gedruckte Zettel, worauf es steht, daß er geschickt sey, und vielen Leuten geholfen habe.

Herrmann. Ich glaube nicht, daß alles, was gedruckt, wahr ist. Zettel kann man leicht für weniges Geld drucken lassen; und Leute, die kein Gewissen haben, können sich auch nicht schämen, Lügen drucken zu lassen. Betrügern steht alles frei.

Klaus. Also wollt ihr euch von diesem Menschen nicht helfen lassen?

Herrmann. Nein! Ich will meine Gesundheit und mein Leben nicht aufs Spiel setzen. Es möchte sonst auch bei mir wahr werden:

Vorher gethan und nachbedacht,
Hat manchen in groß Leid gebracht.

In einigen Tagen will ich aber zu den bekannten und geschickten Arzt der nahen Stadt gehen, und was der mir räth, will ich genau befolgen; denn bin ich sicher, daß ich ordentlich geheilet werde, wenn's möglich ist.

Herrmann gieng auch bald zu dem geschickten Arzte, den er kannte, der sich freute, daß Herrmann so vernünftig gehandelt hatte, und heilete ihn nach einiger Zeit glücklich.

**Bedenke bei deinem Thun das Ende: so wirst du das Beste wählen.**

---

15.

## Der fremde Zahnarzt.

Gottfried hatte durch vernachläßigte Reinigung des Mundes schlechte Zähne bekommen; sie waren beinah schwarz und ganz gestockt. Einst kam durch seinen Ort ein Mensch, der mit Scharbock überzogene und angefressene Zähne wieder weiß zu machen versprach. Gottfried nahm sein Anerbieten gern an. Der Zahnarzt rieb Gottfrieds verdorbene Zähne mit einer Beitze ein, wornach sich die Unreinigkeiten zwar ablöseten; aber auch zugleich die Zähne selbst angegriffen wurden. Nach kurzer Zeit waren Gottfrieds Zähne noch mehr verdorben, und fielen bei Stücken aus dem Munde. Jetzt bereuete er seine Trägheit in der Jugend, und war sehr unwillig auf sich selbst, daß er sie durch die Kur des Zahnarztes völlig verloren hatte. —

Das beste Mittel, die Zähne gut zu erhalten, ist, sich des Morgens und Abends den Mund, und nach jeder Mahlzeit die Zähne mit reinem kalten Wasser auszuwaschen; sich vor warmen Essen und Trinken zu hüten; das Brod mit den Zähnen abzubeissen; weder mit Nadeln und Metall, noch mit andern harten Körpern darin zu stochern. — Auch taugen die Zahnbürsten mit Haaren nicht; sind sie scharf, so machen

sie

sie das Zahnfleisch von den Zähnen los, wodurch sie sehr leiden. Am tauglichsten ist zum Reinhalten der Zähne ein Stückchen Badeschwamm, das man in Wasser taugt, und die Zähne damit abwäscht. Zur Stärkung und Erhaltung der Zähne und des Zahnfleisches ist sehr dienlich, wenn man zuweilen etwas Chinapulver daran wischt. Hat man einige schlechte und angefaulte Zähne: so thut man wohl, sie so bald als möglich ausziehen zu lassen, damit sie die übrigen nicht anstecken und verderben.

---

16.

## Der vornehme Betrüger, der sich für einen Arzt ausgab.

Vor nicht gar langer Zeit kam auf den Hof des Pächters K. in B. ein vornehmer Mann auf einem sehr schönen Pferde an. Er band sein Pferd draussen an, und kam ins Haus. Der Pächter, ein guter gastfreier Mann, nöthiget ihn in sein Zimmer; unterredet sich eine Zeitlang mit ihm; setzt ihm ein Frühstück vor; frägt ihn darauf wer er wäre u. s. w. Der Betrüger sagte zum Pächter, den er durch seine Reden schon sehr für sich eingenommen hatte, folgendes:

„Lieber

„Lieber Herr Amtmann, ich bin ein Arzt, der, um Noth und Elend unter den Menschen zu mindern, umherreiset, ob ich's gleich nicht nöthig hätte. — Vielen habe ich in der Welt schon geholfen, und dieß sehe ich als Belohnung für mein unruhiges Leben an. Haben auch sie Leidende in ihrem Dorfe, oder haben sie selbst ein Uebel: so entdecken sie es mir; ist es möglich, so will ich ihnen helfen."

Der Pächter. Kranke im Dorfe weiß ich nicht, außer einen Gebrechlichen, dem aber nicht mehr geholfen werden kann. Auch würde ihr Aufenthalt zu kurz seyn, um langwierige Krankheiten zu heilen. — Was mich betrifft, so bin ich ganz gesund; nur bekomme ich jedes Frühjahr einen Ausschlag auf beide Arme, der den Sommer über fortdaurt, und wegen der Länge der Zeit, daß ich ihn habe, wol schwerlich geheilt werden wird.

Der Betrüger. Zeigen sie mir ihre Arme; vielleicht ist doch noch Hülfe möglich.

Nachdem der Pächter seine Arme gezeigt, sagte der Betrüger: Der Ausschlag wird jährlich, wenn sie nicht die wirksamsten Mittel gebrauchen, zunehmen. Ich habe in meinem Mantelsacke einige obgleich sehr kostbare und theure Arzneien. (Er holte sie herein).

Der

Der Pächter scheuete sich die Arzneien anzunehmen, und bat ihn, die Mittel blos aufzuschreiben, um sie nachher in der Apotheke kaufen zu können.

Der Betrüger. Nehmen sie die Arzneien gleich von mir selber; denn sie werden sie nirgends so gut, und in den meisten Apotheken noch nicht erhalten können; weil ich dieß Mittel vor nicht gar langer Zeit selber erfand, und noch nicht allgemein bekannt machte. Sie sollen mir nur 5 Thaler dafür bezahlen; weil ich aus Dankbarkeit für ihre Gastfreundschaft nur die Hälfte dafür nehmen will.

Der Pächter. Ich danke ihnen sehr für ihre Güte. Auf's Ungewisse kann und mag ich mein Geld nicht weggeben; das erlauben mir meine vielen Kinder nicht.

Der Betrüger. Nun so sollen sie mir in dieser Rücksicht nur 3 Thaler geben, und ich stehe für die gute Wirknng ein.

Der Pächter zählte, theils aus Nachgiebigkeit, theils aus Scheu, einen so vornehmen Herrn zu beleidigen, mit Widerwillen die verlangten 3 Thaler auf. Der Betrüger nahm dieß Geld, und gab dem Pächter einige Löffel voll stark riechendes Wasser dafür, wozu er selbst ein halbes Maaß Brunnenwasser goß. Darauf reisete er ab. — Der Pächter ließ dieses Gemische untersuchen, und es fand sich

bald,

bald, daß es nichts als Loorbeerwasser gewesen sey, was er für seine 3 Thaler erhalten hatte, welches denn auch weggegossen wurde. Schändliche Entweihung der Gastfreundschaft, ist ein solches Betragen ehrloser Betrüger, und man hat große Ursach, sich dieserhalb in Acht zu nehmen. — Traue, schaue — wem!

---

17.

## Sind alle umherreisende Aerzte Betrüger?

Nicht Alle. Manche Aerzte reisen wol einige Zeit, um ihre Kenntnisse und Geschicklichkeit zu vermehren, umher. Diese halten sich aber meistens in großen Städten auf; pflegen geschickte und gelehrte Aerzte zu besuchen, und sich mit ihnen zu unterreden. Haben sich diese fremden Aerzte in der Heilung dieser oder jener Krankheit große Geschicklichkeit erworben: so wird ihnen von der Obrigkeit, mit Zustimmung der Aerzte eines solchen Ortes die Erlaubniß, während ihres Aufenthaltes heilen zu dürfen, ertheilt. Wirklich geschickte Aerzte lassen aber ihre Kunst nicht ausschreien; weisen keine Zettel auf, worauf ihre Wunderkuren stehen; weissagen aus keinen Uringläsern, und beurtheilen darnach die ganze

ze Krankheit; stellen keine Bandwürmer zur Schau, und haben keine Hanswurste bei sich; sondern ihr guter Ruf und ihre Geschicklichkeit verbreitet sich durch ihre Thaten selbst.

So kam vor einigen Jahren nach Braunschweig ein Italienischer Arzt Casa Amata, der sich sehr große Geschicklichkeit in Heilung aller Augenkrankheiten erworben hatte. Nachdem er an vornehmen Leuten seine Kunst bewiesen hatte; kamen auch sehr viele geringe Leute, sich von ihm heilen zu lassen. Wirkliche Arme heilte er umsonst, wenn sie eine Bescheinigung ihrer Dürftigkeit von ihren Predigern und Obrigkeiten vorzeigten. Durch seine Hülfe erhielt auch ein armer Mann aus S. der seit mehreren Jahren blind gewesen, und sich von Allmosen ernährte, sein Gesicht wieder. Als Greis diente er nun seinen Wohlthätern in der Gemeine noch viele Jahre durch das Hüten der Kühe.

Will man sich solchen reisenden Aerzten anvertrauen: so müssen sie als geschickte Männer bekannt seyn, und von wirklichen Aerzten geschätzt und geachtet werden. —

---

## 18.

## Schachtelkrämer und Balsamträger oder die hausirenden Ungern mit Arzneikasten richten viel Unheil an.

Ohngeachtet des Klügerwerdens der Menschen lassen sich dennoch sehr viele Beweise des Mangels am Nachdenken aufzählen. Vorzüglich zeigt sich dieser Mangel am Nachdenken bei einer sehr wichtigen Sache, — dem Kaufen unbekannter Arzneimittel von Hausirern: wodurch oft Leben und Gesundheit verloren werden.

Vor einiger Zeit kam ein Schachtelkrämer nach L. gieng von einem Hause zum andern, und pries den Leuten seine Arzneien an: „Wer kauft wohlfeile Pillen, Tropfen, Laxir und Purgirmittel! Wer kauft! Wohlfeil!

Christian kaufte sehr vieles von diesem Hausirer, für seine durch schlechte Verpflegung ungesunden Kinder. Vornehmlich gab Christian seinen Kindern oft einen sehr stark riechenden Oel ein! weil er sehr falsch glaubte, daß er sie, durch diesen starken Oel, stärken wollte. Die Kinder empfanden nach diesem Oele stets eine heftige Angst. Eins von denselben

selben verfiel kurz darauf in eine hitzige Krankheit, und endete im zwölften Jahre sein Leben. —

Klaus kaufte von diesem Schachtelkrämer hitzige Fiebertropfen, und gab sie seinem ältesten Sohne Heinrich täglich beim Fieber ein. Da das Fieber nicht weichen wollte, gab er ihm zuletzt täglich mehreremal davon. Heinrich bekam die Schwindsucht, und wurde durch die Tropfen des Haustrers, und durch den Unverstand seines Vaters gemordet. —

19.

## Die umherziehenden Ungern oder Balsamträger verstehen nichts von der Arzneikunst.

Die umherziehenden Ungerischen Wasser, oder Balsamträger sind nichts weiter als Bauern, die zum Herrndienste für ihre Edelleute und Gutsherrn, die Oele und die gebrannten Wasser umhertragen müssen. So wenig nun ein teutscher Bauer, die Kunst Kranke zu heilen, und Arzneien zu geben versteht; eben so wenig kann es auch ein solcher Ungerischer.

Vater Märtens, den wir schon aus dem Vorhergehenden als einen sehr vernünftigen Mann kennen lernten, bedachte dieses sehr wohl, und wußte,

daß die so schwer zu erlernende Kunst ein Arzt zu werden, nicht jedermanns Sache sey. Eines Tages kam ein solcher Balsamträger in sein Haus, und er ließ sich mit ihm in folgendes Gespräch ein.

Balsamträger. Guten Tag! Wollt ihr nichts von schönen Arzneien kaufen? Schön sind meine Waaren und kuriren herrlich!

V. Märtens. Was habt ihr den für schöne Sachen, mein Freund?

Balsamträger. Allerlei. Roßmarinnöl, Bergöl, Loorbeerwasser, schöne starke Fiebertropfen, was ihr wollt!

V. Märtens. Auch Fiebertropfen?

Balsamträger. Sie sind recht schön, kauft nur davon.

V. Märtens. Helfen denn eure Fiebertropfen, allen Fieberkranken?

Balsamträger. Allen, ohne Unterschied. Wer diese schönen Tropfen einnimt, der wird sein Fieber los: könnt mir's sicher zuglauben.

V. Märtens. Das wären ja rechte Wundertropfen.

Balsamträger. Ja, die Tropfen sind gut.

V. Märtens. Daran zweifle ich noch sehr. Glaubt mirs, ich gebe sie meinen Pferden nicht ein, weil ich sie lieb habe.

Balsamträger. Versündigt euch an den schönen Tropfen nicht; sie sind sehr gut.

V. Märtens. Ich verachte nicht gern etwas, lieber Freund. Was ich und andere vernünftige Leute als gut einsehen, und was es in der That ist, das lobe ich sehr gern; aber eure Tropfen taugen wahrlich nicht, und es ist sehr große Versündigung, daß ihr mit euren Tropfen und andern Arzneien so manchem Menschen das Leben verkürzet. — Wer Arzneien ausgiebt, und andere Menschen dadurch heilen will, der muß vor allen Dingen erst wissen, was dem kranken Menschen fehlt; woher seine Krankheit rühret; wie sie am besten, und durch welche Mittel sie zu heben steht; muß gehörig die Arzneien kennen, die er giebt, und ihr wißt nicht einmal woraus eure Tropfen bestehen. — Denkt euch nun den Fall; ein Mensch hat das Fieber, das Fieber rührt vom verdorbenen Magen her, was muß da wol geschehen?

Balsamträger. Ich gebe ihm die heißen Tropfen ein.

V. Märtens. Das sieht euch sehr gleich. Dadurch würdet ihr aber etwas Schönes bewirken. Nach meiner Vernunft müssen sehr nothwendig die Unreinigkeiten herausgeschaft werden; der Mensch muß sich dann einige Zeit nachher schonen, damit er

den Magen nicht aufs neue verdirbt; und das Fieber bleibt dann von selbst weg. Gebt ihr aber dem Menschen mit verschleimten Magen, beim Fieber, von euren Tropfen ein: so wird der Schleim durch eure heißen Tropfen noch zäher und härter; und der Mensch kann dann eine sehr böse Krankheit davon bekommen, die unheilbar ist. —

Rührt das Fieber von schlechten und verdorbenen Säften her: so machen eure hitzigen Tropfen das Uebel erst arg. Kurz von der Sache zu reden, eure Tropfen und Arzneien taugen nichts, und sind nicht für mich.

Bin ich und die Meinigen krank: so gehe ich selbst, oder schicke zum gelehrten Arzte: der kömt gewiß nicht mit hitzigen Sachen, wo sie schädlich werden können. Auch für mein Vieh kaufe ich von euren Sachen nichts; denn ich kenne so genau seine Krankheiten nicht, und noch viel weniger eure Arzneien.

Balsamträger. Ihr wollt also nichts, wie ich sehe?

V. Märtens. Nein, mein Freund, ich kann eure Waaren nicht gebrauchen.

Balsamträger. Lebt wohl für dießmal!

V. Märtens. Ihr auch. Hütet euch in Zukunft, wenn ihr sonst ein Gewissen habt, daß ihr an dem Unglücke und dem Tode eurer Mitmenschen nicht

nicht Schuld werdet. Verkauft eure Oele und Wässer an solche Leute, die sie besser zu gebrauchen verstehen als ihr, und die, die sie euch abkaufen.

20.

## Auch für Thiere taugen Arzneien von Hausirern nicht.

Michels Pferde waren durch Erhitzung krank und unbrauchbar geworden. Gerade in dieser Zeit kam ein Landstreicher durch Michels Ort, und bot seine Arzneien an, die er mit sich umher trug. Mit Freuden nahm ihn Michel auf, und kaufte recht viel von ihm. Er gab diese gekauften Sachen den kranken Pferden ein, die aber schlechter darnach wurden: so, daß in einigen Tagen zwei daran starben. Nun lief Michel in voller Angst, auch die Uebrigen zu verlieren, zur Stadt, um einen ordentlichen Pferdearzt zur Hülfe zu rufen. Dieser kam, sah die Pferde, und versprach sein Möglichstes zu thun. Auf die Frage, ob Michel schon etwas gebraucht habe, zeigte man ihm die Sachen vom Landstreicher gekauft. Der Pferdearzt fand, daß es sehr alte und ranzig gewordene Oele waren, die die Pferde unmöglich hätten vertragen können, und bewies Mi-

cheln, daß er seine Pferde dadurch gemordet hätte. Eins von den Pferden starb noch, ohngeachtet aller Mühe des verständigen Pferdearztes. Nun erkannte Michel zu seiner größten Betrübniß, daß er sich durch sein abergläubiges Vertrauen zu einem Hausirer, der aus einem Glase, und mit einem Pulver, Menschen, Pferde, Kühe und Schweine, ohne Unterschied ihrer Krankheiten, kuriren will, — einen so großen Verlust von drei Pferden zugezogen habe.

Wie unbedachtsam und strafbar handeln daher die Menschen, wenn sie sogar ihr Leben und ihre so nöthige und zu einem frohen Leben unentbehrliche Gesundheit, einem so dummen und unwissenden Landstreicher, der nur um seinen Vortheil zu haben, Andere betrügt, anvertrauen. — Doch heißt es mit Recht:

Wer nicht auf Rath und gute Worte hört,
Ist harter Strafe, daß er's fühle, werth.

21.

## Darf man Hausmittel und Hausarzneien gebrauchen?

Hausmittel und Hausarzneien nennt man solche, die sich ein Jeder aus dem großen Vorrathe der Natur selbst zu verschaffen sucht, und sie ohne Vorschrift eines ordentlichen Arztes gebraucht.

Pflanzen und Kräuter, so wie viele andere Dinge, besitzen große Kräfte, und können bei ordentlichem Gebrauche sehr heilsam werden; wer weiß aber genau und bestimmt, wie und gegen welche Arten von Krankheiten sie sicher zu gebrauchen sind, als ein gelehrter und verständiger Arzt? —

Was hielt und dachte Vater Märtens daher von den Hausmitteln? Dieß war seine Meinung, die er auch bei Gelegenheit den Seinigen öfterer sagte. „Wahr ist es, Gott legte in die Dinge der Natur große und stark wirkende Kräfte, wodurch das Leben und die Gesundheit der Menschen und Thiere erhalten, und bei Zerrüttung derselben wieder hergestellet werden kann. Aber wie mancherlei und wie verschieden sind die Kräfte und Wirkungen, die sie be-

sitzen! Es giebt auch giftige Pflanzen, die zur Erhaltung des Ganzen sehr nöthig und unentbehrlich sind; die aber in den Händen eines Unwissenden und Unverständigen sehr leicht zur völligen Zerstöhrung der Gesundheit, oder gar zum Tode führen können. Sind nun auch die Pflanzen und andere Dinge, die die Natur uns giebt, gerade nicht giftig: so können sie doch in dem menschlichen Körper ganz andere Wirkungen hervorbringen, als sie hervorbringen sollten. — So nahm z. E. Nachbar Jürgen, als er krank zu werden anfing, ein Schweißtreibendes Mittel, Knoblauch mit Branntwein, ein, und verschlimmerte seinen Zustand außerordentlich dadurch.

Wie ist es möglich, sagte Vater Märtens, daß wir Landleute uns wichtige Erkenntniß von den Krankheiten und ihren Heilmitteln erwerben können; wenn wir hinter dem Pfluge angehen, oder wenn die Handwerksleute bei ihren Arbeiten sitzen? —

Hört lieben Hausgenossen! Die Hausmittel, die wir künftig gebrauchen wollen, um unsere Gesundheit zu erhalten, und die uns nie schaden können, sind: reine frische Luft, und helles, klares, kaltes, Wasser. Dieß sind die köstlichsten und wohlthätigsten Geschenke unsers Gottes. Nie wollen wir in unsern Stuben und Schlafkammern solche Sachen aufbewahren, die ausdünsten, und die die Luft, in der wir leben müssen, verderben. Täglich

wol-

wollen wir die Fenster aufmachen, damit die Luft nicht stinkend und ungesund wird. Da Reinlichkeit ein bewährtes Hausmittel gegen viele Uebel ist, wollen wir uns derselben stets befleißigen.

Mäßigkeit im Essen und Trinken gesunder Nahrungsmittel erhält und stärkt die Gesundheit mehr als mancher glaubt; daher beobachtet sie, damit ihr lange gesund, froh und zufrieden bleibt. Ihr sahet selbst, daß ich nie durch Unmäßigkeit krank wurde; daher kann ich euch dieses Mittel desto sicherer aus Erfahrung anrathen.

Folget ihr meinem gutzumeinendem Rathe, so soll es euch gewiß nie gereuen. Sollte aber jemand von uns krank werden: so wollen wir seine Krankheit durch Quacksalberei nicht erst verschlimmern. Nein! ich habe euch alle zu lieb dazu. Gleich will ich selbst zu einem guten Arzte gehen, ihm eure Krankheitsumstände ordentlich beschreiben; will euch Arzneien verschreiben lassen, und sie auf einer der besten Apotheken kaufen.

Wer nun ohne mein Wissen und Wollen etwas gebraucht, das er nicht gehörig kennt; der wird sich den Schaden selber beizumessen haben, und sein nachheriges Leiden durch seine eigene Verschuldung tragen müssen.

Sirach 38, 12. 13. Laß den Arzt zu dir, denn der Herr hat ihn erschaffen, und laß ihn nicht von

dir;

dir; weil du sein doch bedarfst. Es kann die Stunde kommen, daß dem Kranken allein durch ihn geholfen werde. — In eben dem Kapitel im 6ten und 7ten Verse steht: Der Herr hat Mittel, und die Kunst zu heilen dem Menschen gegeben, daß er gepreiset würde in seinen Wunderthaten. Damit heilet er und vertreibet die Schmerzen, und der Apotheker macht Arzneien daraus. —

22.

## Es giebt keine Arzneimittel, die für alle Krankheiten gut sind.

### Ein Gespräch.

Klausen gieng oft zu seinem guten Prediger, weil er Vergnügen daran fand ein vernünftiges Wort zu sprechen. Gern sah dieß der Prediger, und hatte jedem in seiner Gemeine die Erlaubniß zu ihm zu kommen gegeben, um sich mit ihm über wissenswürdige und nützliche Dinge zu unterhalten. So kam auch Klausen eines Abends, nach Verrichtung seines Tagewerks, zu seinem Prediger.

Klausen. Guten Abend, lieber Herr! Sie nehmens mir doch nicht übel, daß ich ein wenig zu ihnen komme? Ich habe Lust ein bischen mit ihnen zu sprechen. Gern bin ich bei Ihnen; denn ich gehe doch jedesmal klügerer wieder zu Hause.

Prediger. Ihr seyd mir sehr willkommen, lieber Klausen. Setzt euch hier in frischer Luft bei mir: so können wir zugleich den schönen Abend genießen. Was habt ihr heute gethan, lieber Klausen?

Klausen. Ich ziehe jetzt Graben durch mein feuchtes Land! damit das Wasser abziehen kann, und mein Land trockener wird. Ich glaube, daß ich dadurch besseres Korn erhalten werde, als sonst; denn bisher stand dieß Land bei jedem starken Regen halb unter Wasser: so daß die Saat meist von der Nässe weggefressen wurde.

Prediger. Es freuet mich, daß ihr den Anfang damit machet. Eure Mühe wird euch reichlich belohnt werden, und ihr werdet gesunderes Brod dadurch erhalten.

Klausen. Das denke ich auch. Aber, lieber Herr Pastor, ich wollte sie einmal um etwas fragen, ob das so seine Richtigkeit hat; denn es will mir nicht recht in den Kopf.

Prediger. Und das wäre?

Klausen. Als ich neulich in der Stadt war, sah ich, daß viele Leute Arzneien kauften, die für

Al-

Alles gut seyn sollten. Ich glaube, der Mann, der sie verkaufte nannte sie universal Arznei. Theuer war sie eben nicht.

Prediger. Ich freue mich, daß ihr von derselben, ohngeachtet sie wohlfeil war, nichts gekauft habt. Solche Arzneien taugen nicht. Die sie verkaufen, verstehen nichts, und gehen nur darauf aus, dummen Leuten das Geld abzunehmen. Glaubt mir's, Betrüger sind alle diejenigen, die Arzneien verkaufen, die für Alles gut seyn sollen. Ja, Betrüger nenne ich alle Hausirer und Landstreicher, die mit Arzneien handeln, und so oft den Menschen und Thieren den größten Schaden dadurch zufügen.

Klausen. Das dachte ich in dem Augenblicke auch, und wollte mit ihnen erst einmal darüber sprechen.

Prediger. Das ist mir sehr lieb. Es kann keine Arzneien geben, die gegen alle Krankheiten gut sind; denn wären auch die Arzneimittel aus mehreren Sachen zusammengesetzt: so können und sollen sie dennoch nur auf eine gewisse Art wirken: sonst würde mehr Schaden als Nutzen dadurch verursacht werden. Denkt euch die Sache nur selber. Wie thörigt und einfältig würde der handeln, der Arzneimittel, die gegen die Gicht gebraucht werden, auch beim Gallenfieber einnehmen wollte. Wer Arzneien nähme, die gegen die Brustkrankheit verordnet

net werden, wenn er das kalte Fieber hat, würde nicht klüger handeln.

Hört lieber Klausen, so verschieden und mancherlei die Krankheiten sind; so verschieden und mancherlei sind auch die Arzneimittel dagegen. — Glaubt also keinem, der euch in Zukunft von Arzneien sagt, die für alle Krankheiten helfen und dienlich seyn sollen. Kauft auch niemals von Quacksalbern und Landstreichern Arzneien; wenn ihr euer eigenes, und das Leben der Eurigen lieb habt.

Klausen. Es ist mein vester Vorsatz, es niemals zu thun. Nie will ich mich an den Meinigen so sehr versündigen.

**Es ist besser, sich durch Nachdenken vor Schaden zu hüten; als durch Schaden klug zu werden.**

---

23.

## Sympathie.

Sympathetische Kuren sind solche, bei welchen man Mittel gebraucht, ohne sie mit dem Körper des Leidenden in Berührung zu bringen. Man gebraucht diese Kuren gegen Fieber, Geschwulst, gewaltsame Verletzungen, durch Hauen, Stechen u. dgl. Ich will

will treu erzählen, was ich von diesem Aberglauben sah.

Hans hatte sich vor einiger Zeit mit einem scharfen Messer tief in die Hand geschnitten. Sehr blutend kam er in die Küche gelaufen, um das Blut abzuwaschen.

Die Köchin. Hast du deine Hand lieb, lieber Hans, so thue es nicht.

Hans. Warum nicht?

Die Köchin. Sonst hilft meine Kur nicht. Ich will dich bald kuriren. Sprich von jetzt an kein Wort mehr; denn bei meiner Kur darf man nicht sprechen.

Hans. Soll am Ende wol noch ganz stumm werden. Nun es mag seyn, wenn meine Hand nur heil wird.

Die Köchin lief geschwind und holte Linnen. Darauf trat sie hinter Hansen; wischte auf ein Läppchen etwas Blut; gieng stillschweigend damit fort, und vergrub es unter der Dachtraufe, oder dem Regenfalle. Nun sprach sie: „So wie allmählig der Lappen unter der Dachrinne verfaulen wird, wird deine Hand wieder besser werden. Hüte dich aber etwas anders darauf zu legen, als diesen Lappen, der von dem vergrabenen Stückchen gerissen ist.

Hans. Da kann ich lange warten, wenn ich so lange mit der geschnittenen Hand gehen soll, bis der Lappen verfault ist. —

Hansens Hand ward, weil er gesundes Blut hatte, und die Wunde rein hielt, bald wieder besser. Er grub das Läppchen nachher wieder aus; fand es noch ganz unversehrt, und lachte über diese Thorheit. In diesem Hause hörte man auf, dem verfaulendem Läppchen die Heilung zuzuschreiben. Will jemand diese Kunst erlernen und gebrauchen, sagte die Köchin: so darf er sie, wenn sie helfen soll, von keinem seines Geschlechts erfahren, und bei keinem desselben gebrauchen; sondern die Mannsperson muß es von der Frauensperson, und umgekehrt, lernen, und die Kur gebrauchen.

Sehr tief sitzen dergleichen Vorurtheile und Aberglauben noch in den Köpfen vieler einfältigen Leute, die sich durch nichts davon abbringen lassen. Ihre Einwendungen sind gewöhnlich: Man sieht doch, daß es hilft. Zur Antwort dient: Wunden, bei denen keine zu große Blutgefäße verletzt sind, und sich mehr in der Oberfläche der fleischigten Theile befinden, heilen durch die Kräfte der Natur bei gesundem Blute, der Reinhaltung der Wunde, und dem Verwahren vor frischer Luft, und dem Daranstoßen von selbst. — Vermöge dieser Erfahrung ist das Aufwischen des Blutes auf ein Läppchen, das Ver-

 faulen

faulen und das Vergraben desselben unnütz und thörigt.

Was für ein Zusammenhang ist auch zwischen diesen Ursachen und Wirkungen? Doch darauf sieht der nicht, der an dergleichen glaubt. Herr Tissot sagt daher mit Recht: „In der ganzen Natur ist keine Sympathie so begreiflich, als zwischen unrichtigen Köpfen und ungereimten Meinungen."

Fast noch thörigter als im obigen Hause verfuhr Michel. Eins von seinen Kindern hatte sich auf einem Pfahle ein Loch in den Kopf gefallen, doch war nur das Fleisch vor demselben verletzt. Michel nahm sorgfältig den Pfahl; wischte Blut darauf; verband ihn vorsichtig mit einem Lappen, und vergrub ihn. — Nun kam er zu seinem Kinde und sprach: Sey ruhig liebes Kind, es soll sich wol geben; ich habe den Pfahl schon verbunden und beigegraben.

Kind. Vater, den Pfahl hast du verbunden und vergraben? Hat denn der Pfahl auch ein Loch bekommen, das wieder zu heilen soll?

Michel. Nein, der Pfahl nicht; aber du, wie du fühlen wirst!

Kind. Wird denn mein Kopf wieder heil davon?

Mi-

Michel. Ja mit der Zeit. Wenn das Blut und der Pfahl verfaulet: so wird auch dein Kopf wieder besser.

Kind. Ach! lieber Vater, so muß ich noch wol lange warten; denn solch ein Pfahl verfault doch so bald nicht. —

24.

## Auch ist es Aberglauben das Nasenbluten durch Sympathie stillen zu wollen.

Antons Frau blutete heftig aus der Nase. Vergebens gab man sich viele Mühe das Blut zu stillen. Nachdem sie lange geblutet, kam ein altes Mütterchen und rieth: daß man sogleich einen runden Kieselstein, der in einer Ecke liege, suchen und herbringen solle. Auf diesen mußte Antons Frau drei Tropfen Blut laufen lassen. Hierauf wandte das Mütterchen den Stein dreimal um; machte drei Kreutze darauf, und ließ ihn nun wieder an den Ort legen, so wie er vorher gelegen hatte. Dieß alles mußte stillschweigend und feierlich geschehen. Bald darauf hörte das Bluten der Nase auf, das beinah zwei Stunden gedauert hatte. Nun schien den Umstehenden

henden nichts gewisser zu seyn, als daß die drei Tropfen Blut, das Kreutzmachen, und das Wiederhinlegen des Steins, die Wirkung des Aufhörens des Blutens verursacht habe. Da Anton am Abend zu Hause kam, erzählte man ihm den ganzen Vorfall. Er war ein sehr verständiger Mann und lachte über die Possen. Wie ist es möglich, sagte er zu seinen Leuten, daß ihr dergleichen glauben könnt? Welche Verbindung ist zwischen dem Kieselsteine und dem Bluten der Nase? Die Ursach deines Nasenblutens, liebes Weib, war eine Folge der Vollblütigkeit, und so lange der Zufluß desselben nach dem Kopfe daurte, blutete es. Da sich aber das Blut allmählig in die andern Theile des Körpers zurückzog, und lange genug gelaufen hatte, mußte das Bluten, wie es denn wirklich geschehen ist, aufhören. Da du sonst gesund bist, mußtest du das Bluten der Nase, auch durch keine natürliche Mittel zu stopfen suchen; sondern dich nur ruhig dabei verhalten. Ich weiß es der alten Frau keinen Dank, daß sie euch einen Aberglauben gerathen hat. Künftig werdet ihr mir einen sehr großen Gefallen thun, wenn ihr dergleichen abergläubige Dinge verachtet. —

25.

## Kann man das Fieber verschreiben?

In dem Dorfe H. wohnt ein Mann, der da glaubt; daß er die seltsame Kunst verstehe, das Fieber verschreiben zu können. Viele Leute aus der Nähe und Ferne kommen zu ihm; bringen ihm ihre Klagen vor, und er ist sehr bereit, jedem damit zu dienen. So gieng auch Bernhard zu ihm, und bat ihn, seinem Sohne, der schon so lange vom Fieber gequält werde, zu helfen. Er habe schon so mancherlei gebraucht, es wolle aber nicht anschlagen. Ohne weiter nach etwas zu fragen, setzte sich der Mann und schrieb folgendes auf einen Zettel:

X Sepla X.
X Sepla X Sepla X.
Sepla X Sepla X Sepla X.
X X X.

Nachdem er dieß geschrieben, wickelte er den Zettel zusammen, gab ihn Berharden und sprach: Kommt ihr zu Haus, so hängt ihn eurem Sohne, an einem Bande, um den Hals; doch so, das er gerade in die Herzgrube zu hängen kömmt. Das Fieber wird wegbleiben. Getrost eilte Bernhard zu Haus, um die Vorschrift des Wundermannes zu befolgen. Na-

he bei seinem Orte begegnete ihm sein Prediger, der die Früchte seines Feldes besehen hatte. Sie giengen gemeinschaftlich nach Hause, und es begann folgendes Gespräch.

Prediger. Wie geht es euch und den Eurigen anjetzt?

Bernhard. Ich danke für gute Nachfrage. Sie sind ja gottlob alle gesund, außer meinem dritten Sohne, der, wie sie wissen, das böse Fieber schon so lange gehabt hat.

Prediger. Gebraucht doch eurem Kinde etwas ordentliches. Durch zu langes Leiden am Fieber, nehmen die Kräfte des Körpers zu sehr ab.

Bernhard. Sie können nicht glauben, lieber Herr, wie viel das Kind schon eingenommen hat. Was man mir nur gerathen hat, habe ich gebraucht. Ich habe keine Mühe und Wege gescheuet, um dem armen Knaben zu helfen; aber bis jetzt hat nichts anschlagen wollen. Noch heute habe ich Hülfe gesucht; ich thue ja alles was ich kann.

Prediger. Wo seyd ihr denn hin gewesen?

Bernhard. Nach H. drei Stunden von hier.

Prediger. Wohnt da ein geschickter und gelehrter Arzt? Es ist mir nicht bekannt.

Bernhard. Ein Arzt wohnt da nicht; aber ein berühmter Mann, der vielen Leuten das Fieber

auf

auf eine sehr leichte Art vertrieben haben soll. Ihnen kann ich's wol sagen. Er hat mir einen Zettel gegeben, worauf er etwas geschrieben hat; den soll ich dem Knaben an den Hals hängen, so soll das Fieber wegbleiben. Sie werden's wol verstehen, was das bedeuten soll.

Prediger. (Liest die Worte) Ist dieß alles?

Bernhard. Ja.

Prediger. Ist es möglich Bernhard, daß Menschen noch so einfältig sind, daß sie mit Sepla X, nichts bedeutenden Wörtern, ein Fieber, das seine ganz natürlichen Ursachen im Körper hat, vertreiben wollen?

Bernhard. Es soll doch vielen geholfen haben.

Prediger. Es soll, vorzüglich wenn es so lange am Halse hängen bleibt, bis das Fieber von selbst ausbleibt. — Der Zettel mit den beschriebenen einfältigen Wörtern hat wirklich keine Kraft. Höret mich an, lieber Bernhard, und denn urtheilet selber. Das Fieber kömmt sehr oft vom verdorbenen Magen her; wenn der Mensch zu viele harte und schwer zu verdauende Speisen zu sich genommen hat; oft von schlechten Säften nach einem unordentlichem Leben; oft von Verhitzungen und Verkältungen, und manchen andern Verwahrlosungen der Gesundheit. Wenn nun der Magen verschleimt, und sich viel Unrath darin gesammelt hat; kann der wol

durch den Zettel, und durch das Wort Sepla herausgeschaft werden? Kann schlechtes Blut durch nichts bedeutende Wörter wieder gut und gesund gemacht werden?

Bernhard. Das geht wol nicht gut an; doch sagen die Leute, daß es vielen geholfen habe.

Prediger. Was unverständige abergläubige Leute meinen und sagen, und was wirklich vernünftige und kluge Menschen als Wahrheit wissen, stimmt freilich nicht zusammen. Was müßt ihr thun Bernhard, wenn ihr hungrig oder durstig seyd, und ihr euren Hunger oder Durst stillen wollt?

Bernhard. Ich muß essen und trinken.

Prediger. Wenn euch nun aber jemand sagte: ich will dir einen Zettel, mit einigen Wörtern beschrieben auf den Magen legen, oder an den Hals hängen, darnach soll sich dein Hunger und Durst geben; was würdet ihr von solchem Menschen halten?

Bernhard. Ich würde denken, daß er ein Narr sey.

Prediger. Und wenn euch nun jemand sagte, daß er euch mit einigen unnützen Wörtern den Unrath aus dem Magen und den Eingeweiden schaffen wolle, damit das Fieber geheilet würde; was denkt ihr nun, nachdem ihr eure Vernunft gebraucht habt, von einem Solchen?

Bern-

Bernhard. Daß er entweder dumm oder abergläubig ist; oder doch andere dafür hält.

Prediger. Wollt ihr eurem Knaben den Zettel noch anhängen?

Bernhard. Jetzt schäme ich mich, daß ich vorher so wenig nachgedacht habe. Damit sie sehen, daß ich verständiger geworden bin, so behalten sie den Zettel nur; ich will solches abergläubiges Mittel nicht gebrauchen.

Morgen will ich zur Stadt nach einem geschickten Ärzte gehen, will dem Knaben ordentliche Arzneien gebrauchen, damit er das Fieber los wird.

Prediger. Das thut. Lebt wohl!

Bernhard. Ich danke ihnen für ihre Belehrung. Leben sie wohl!

---

26.

## Eine eben so thörigte Art das Fieber vertreiben zu wollen.

Christine G. in L. hatte schon lange das Fieber gehabt, und gebrauchte allerlei Mittel es los zu werden. Oft hatte sie hitzige Tropfen verschluckt, wornach sich das Fieber stets vermehrte und verschlimmerte. Ihr

Zustand war daher von Zeit zu Zeit elender geworden. In dieser kläglichen Lage, da ihr die Arbeiten in ihrem Dienste täglich saurer wurden, war es eine sehr erfreuliche Nachricht für sie: daß ein Mensch im Wirthshause angekommen sey, der ein gutes Mittel gegen das Fieber verkaufe. Sie lief eilend hin, fragte nach dem Mittel, und erhielt es, weil der Betrüger sah, daß Christinen sehr daran gelegen sey, für 18 Sgr. — Was nun Christine für ihre 18 Sgr. kaufte, war ein kleines Beutelchen, worin geriebenes Brod mit Heusamen vermischt gepackt war. — Dieß sollte sie, an einem Bande um den Hals gehängt, sechs Wochen lang tragen. Stillschweigend solle sie es umhängen. Nach Verlauf der 6 Wochen, müsse sie vor Sonnenaufgang zu einem Flusse gehen; sich auf eine Brücke stellen, und unter dem Gebete: Das walte Gott der Vater u. s. w. rückwärts dieß Beutelchen ins Wasser werfen; dann solle sie sich um nichts bekümmern, sie würde geheilet seyn.

Christine, voll Vertrauen auf diesen Betrüger, hieng das Beutelchen um, und that alles genau nach der Verordnung; aß und trank was ihr beliebte, sogar Schweinefleisch, Eier, Pfannkuchen, Klöße oder Klümpe: kurz alles, was ihr nur schmecken wollte.

Ihr Fieber vermehrte sich sehr. Am Ende verfiel sie in eine sehr bösartige Krankheit, die sich durch Schwindsucht endigte, und ihren frühen Tod nach sich zog. —

Diesen Aberglauben findet man leider noch sehr häufig, und die Erfahrung zeigt nicht selten, wenn man darauf achtet, daß er Manche in's Elend bringt.

---

Von

# Von den tollen Hunden.

27.

## Woran erkennt man die Tollheit oder Wuth eines Hundes?

Meier in S. hatte einen Hofhund, der sehr munter und wachsam war. Auf einmal verlor er aber seine Munterkeit, wurde mürrisch und heftig; seine Augen sahen außerordentlich starr aus; er wurde sehr unruhig; lief bald da, bald dorthin; hatte keine rechte Lust zu fressen, noch weniger zu saufen. Meier, der auf sein Vieh sehr achtete, merkte es bald, legte ihn, an einem kühlen Orte, an eine sehr starke Kette.

In einigen Tagen wurde des Hundes Abneigung gegen Nahrungsmittel, vorzüglich gegen das Wasser, sehr stark. Bald darauf kannte er seinen Herrn nicht mehr; biß um sich; faßte oft in die Kette, an die er gebunden war; auch wollte er diejenigen beißen, die ihm nahe kamen: doch blieb man ihm weit genug. —

Seine Stimme wurde heiser und rauh. Gern wollte er sich losreißen; doch hatte man ihn mit Vorsicht

fickt sehr vest angebunden. Als Meier aus diesen Zeichen sah, daß er wirklich toll sey, schoß er ihn todt, und grub ihn mit samt der Kette, an die er gebunden gewesen war, sehr vorsichtig und tief ein. Nachdem dieses geschehen, brach er das Häuschen ab und verbrannte es, damit sein folgender Hund außer Gefahr seyn möge. Den neuen Hundestall machte er an eine andere Stelle, damit er nun ganz sorgenfrei in Hinsicht seines künftigen Hundes seyn könne. Mit Michels Hunde gieng es eben so; doch da er nicht gehörig darauf achtete, und ihn nicht anband, lief er bald fort. — Er rannte wüthend umher, ließ den Schwanz ganz niederhängen, und streckte die schäumende Zunge aus dem Halse. Er biß alles, was ihm in den Weg kam, Menschen und Thiere. Die Hunde, die ihm begegneten, liefen angstvoll vor ihm weg. Dieß bewies, daß er wirklich toll war; denn es scheint, als wenn es die Hunde am Geruche wissen können.

Dieser tolle Hund biß ein sechsjähriges Kind, das auf der Straße spielte. Die Aeltern desselben gebrauchten im Anfange Quacksalbereien und Sympathie. In vierzehn Tagen zeigte sich diese äußerst traurige Krankheit an dem Kinde. Das Uebel nahm sehr schnell zu. Die Aerzte thaten zwar, was ihnen möglich war; doch konnten sie diesem Kinde nicht mehr helfen. Ich sah dieß bejammernswürdige Kind, auf einer Wiege vestgebunden, äußerst

elend

elend sein junges Leben endigen. Noch nie hatte ich einen traurigern Anblick.

Michels Hund biß auch noch einige Kühe, die wüthend wurden, und sogleich getödtet, und sehr sorgfältig und tief eingegraben wurden. —

---

28.

## Wie kann man solch großes Unglück verhüten?

---

Andreas kannte die traurigen Folgen, die die Tollheit oder Wuth der Hunde nach sich ziehen kann, und leider oft nach sich gezogen hat. Er hatte Menschenliebe genug, um an seiner Seite alles mögliche zu thun, dem Uebel vorzubeugen. Er legte daher seinen Hund an die Kette; gab ihm ein schattiges kühles Lager am Hause, oder an der Scheure; versorgte ihn ordentlich mit Fressen und Saufen, und gab ihm vorzüglich im Sommer täglich und hinlänglich reines Wasser. Thut man dieses, so hat man nicht so leicht zu befürchten, daß die Hunde von selbst toll werden. Doch sieht man, ohngeachtet der zum allgemeinen und besondern Wohl gegebenen wohlthätigen Verordnungen, die Hunde vorzüglich zur Sommerzeit an Ketten zu legen, sehr häufig dagegen fehlen; und nicht selten wird der

Fremde

Fremde von einer ganzen Menge Hunde in Dörfern angefallen und geneckt. Aus der Nichtbefolgung des so guten Gesetzes entstehen jene eben angeführten traurigen Folgen durchs Umherlaufen toll gewordener Hunde, die einen jeden treffen können. — Es ist Vorurtheil, daß diejenigen Hunde nicht toll werden, denen der sogenannte Tollwürm genommen ist. Man hat viele Beispiele, daß Hunde, denen er genommen, toll geworden sind, und so vom Gegentheil. Sehr schädlich ist es aber für Hunde, und befördert die Tollheit sehr, wenn man sie im Winter, wie leider so viele thun, bei großer Kälte in der Stube unter dem heißen Ofen liegen läßt; und sie alsdann sogleich ganz heiß in die Kälte jägt, in der sie auch meistens die ganze Nacht zubringen müssen. — Es ist sehr begreiflich, wie sehr die schnelle Abwechselung der Hitze und der Kälte auf dieses Thier wirken muß. Wer also sein und der Seinigen Leben lieb hat; auch mit Menschenliebe auf das Wohl seiner Nächsten sieht; von Vorwürfen und Gewissensbissen frei bleiben will, der lege seine Hunde an Ketten, und befolge die sehr weise und wohlthätige Verordnung der Obrigkeit, die auch in dieser Rücksicht sehr liebreich für das Wohl ihrer Unterthanen sorgte. Billig sollte man auch auf dem Lande alle in den Sommermonaten umherlaufende Hunde, ohne Unterschied, wem sie gehörten, todtschlagen: so würde kein Schaden durch sie geschehen.

— Sehr

— Sehr bedenklich ist es auch Hunde zu seinen Gespielen zu machen; sie wol gar mit in's Bette zu nehmen, und ihnen große Liebkosungen zu erweisen. Wer an das furchtbare Uebel der Hundewuth denkt, wird nicht leicht diesen Thieren zu große Vertraulichkeit schenken. —

---

29.

## Was muß man thun, wenn man einen Hund sieht, von dem man vermuthen könnte, daß er toll sey?

---

Christian sah einen tollen Hund, und lief daher so geschwind er konnte nach einem Baume, kletterte darauf, und blieb da so lange, bis er vorbeigelaufen war.

Heinrich sprang über einen Graben, kletterte über eine Hecke, und sicherte sich dadurch.

Konrad sah einen Hund, den er für toll hielt, trat in einen Graben mit Wasser angefüllt, und war sicher; denn tolle Hunde scheuen das Wasser sehr, und kommen demselben nicht nahe.

Hat man auf freiem Felde, und in Ebenen kein Mittel zu entkommen, oder sieht man ihn nicht früh ge-

genug um zu entfliehen: so trete man nur etwas zur Seite, und halte dem tollen Hunde, wenn er näher kömt, den Hut, Mütze, oder den vorher ausgezogenen Rock vor: so beißt er in diese Dinge. Es versteht sich von selbst, daß man diese Kleidungsstücke sogleich vergraben muß. Wie froh kann man seyn, wenn man durch solche kleine Aufopferung sein Leben rettet. So bald man kann, ist es Pflicht das Umherlaufen des tollen Hundes bekannt zu machen, damit man ihn nachsetzen und tödten kann. So bald man nur vermuthet, daß ein Hund toll sey, muß man ihn tödten; denn es ist besser, daß er stirbt, als daß durch ihn nachher viel Unglück geschiehet.

---

30.

## Fuhrberg in K. verhielt sich sehr gut, als er das Unglück hatte von einem tollen Hunde gebissen zu werden.

---

Fuhrberg in K. hatte im Sommer 1793 das Unglück von einem tollen Hunde gebissen zu werden. Er erschrack sehr darüber; doch war seine Vernunft gleich geschäftig die rechten Mittel zu wählen, die ihm sein vernünftiger Schulmeister gesagt hatte. Er nahm sogleich kaltes Wasser und wusch die Wunde

tüchtig aus, bis der sogleich gerufene Feldscherer kam, ihm die Wunde scharf ausschnitt, und weiter besorgte. Gern, dachte er, will ich diesen Schmerz jetzt ertragen, ehe ich auf eine so traurige und elende Art mein Leben endige. So bald der Feldscherer ihn verbunden hatte, befahl er seinem Knechte, den Wagen anzuspannen, um ihn nach der Stadt zu einem sehr geschickten Arzte zu fahren. Da seine Frau und Kinder sehr über dieß Unglück klagten, sprach er zu ihnen: Habt guten Muth! Es ist ein unverschuldetes Uebel, das mir begegnet ist. Ich will sogleich alles thun, um die übelen Folgen zu vermeiden. Gott hat ja Mittel gegen dieß Uebel gegeben; geschickte Aerzte wissen sie jetzt zu gebrauchen, und er wird den ordentlichen Gebrauch segnen. Er fuhr sogleich zu einem sehr vernünftigen Arzte in der Stadt, der sich über das Betragen des Fuhrbergs sehr freuete; ihm Muth einsprach, und recht thätig war, ihm zu helfen. Fuhrberg blieb in der Stadt; richtete sich sehr genau nach der Vorschrift des Arztes; behielt durch Religion und Nachdenken guten Muth, und wurde glücklich gerettet. Er dankte Gott und seinem Arzte recht herzlich, da ihm dieser sagte, daß er nun, ohne etwas befürchten zu dürfen, wieder zu den Seinigen gehen könnte.

---

31.

## Wie äußert sich die Wuth an den Menschen?

Da **Hartung** das Unglück hatte von einem tollen Hunde gebissen zu werden, und nichts gebrauchte, gieng die Wunde im Anfange leicht wieder zu, wie es bei jedem andern Bisse zu geschehen pflegt. Nach einiger Zeit wurde die Stelle des Bisses wieder roth; schmerzte sehr; öffnete sich, und es floß aus derselben eine röthliche stinkende Feuchtigkeit. Hiebei wurde Hartung zuerst gleichgültig und unempfindlich gegen alles. Seine Glieder waren kalt; er holte schwer Athem; ihm ward ängstlich dabei; er fühlte Schmerzen im Leibe; und wurde bald darauf sehr schwermüthig. Sein Schlaf war unordentlich; er träumte oft sehr, und erschrack heftig. Sein Puls war schwach und unregelmäßig. Oft schwitzte er sehr; doch war sein Schweiß kalt. Zuweilen empfand er einige Schmerzen im Halse. Da das Uebel zunahm, empfand er sehr brennenden Durst, und konnte und mochte doch nicht trinken. Bald ward ihm alles Getränk, vorzüglich das Wasser, zuwider, welches solche Unglückliche meistens verabscheuen; daher dieß Uebel auch die Wasserscheue heißt. Er litt schreckliche Angst, bekam auch zuweilen Verzuckungen, wenn man ihm Wasser nahe brachte, oder vorhielt. Sein

Urin war dick und feurig; zuweilen hatte er auch Verstopfungen desselben. Seine Stimme ward heiser und rauh, und verlor sich am Ende ganz.

Das Bellen der Hunde konnte er nicht leiden; doch bellte er selber nicht, welches auch von solchen Unglücklichen blos erdichtet wird. Allmählig kamen verwirrte Augenblicke. Zu Zeiten zeigte sich auch Wuth; dann spie er um sich, suchte zu beißen, und biß wirklich in nahe Gegenstände. Seine Augen sahen wüthend aus, und sein Gesicht war sehr roth. Der arme Hartung fühlte sich sehr beängstigt, hatte große Schmerzen, und wünschte sich oft sehnlichst den Tod. Dieser Unglückliche fühlte die Wuth vorher, und bat die Daseyenden sehr dringend, wegzugehen, und sich vor ihm in Acht zu nehmen. —

---

32.

## Ein Beispiel, daß eine schon wüthend gewesene Frau wieder hergestellt worden.

„Am 20ten März 1793 wurde zu Vippach Edelhausen in Sachsen, Vormittags um 8 Uhr eine arme Frau Namens Quenselin von einem tollen Hunde, der einem dasigen Einwohner gehörte, in die Hand gebißen; so daß die Fangzähne durch die Haut völlig

völlig durchgedrungen waren. Die Frau hatte einen Korb voll Asche auf dem Rücken; und konnte sich daher von dem Hunde, der sie zerrete, nicht los machen. Da sie den Hund kannte, fiel es ihr nicht ein, denselben für toll zu halten; und versäumte daher alle Vorbauungsmittel. Sie that weiter nichts, als daß sie mit ihren Kleidern das häufig aus der Wunde fließende Blut abwischte. Sie gieng ihren Weg fort, und trug noch einen zweiten Korb voll Asche an den bestimmten Ort. Unterdessen nahmen bei der gänzlichen und langen Vernachläßigung der Wunde, die Geschwulst und der Schmerz mit jedem Augenblicke zu. Endlich wurden ihre Schmerzen unerträglich. Da sie noch überdem hörte, daß der Hund toll sey, lief sie zu dem dasigen Prediger, um Rath zu suchen. Dieser gieng mit ihr sogleich zu einem geschickten Wundarzte, der die Wunde tüchtig schröpfte, sie reinigte und verband. Nachdem dieß geschehen, wurde diese Frau in die Kur eines geschickten Arztes in Weimar gebracht. Doch schon am folgenden Morgen um 10 Uhr brach die Wuth aus. Die Kranke schlug mit den Armen und Beinen, und hatte die heftigsten Verzuckungen; so daß sie drei Personen nicht halten konnten. Sie verzog das Gesicht, knirschte mit den Zähnen, ward wahnsinnig, und wollte immer fort, weil sie glaubte, sie wäre nicht zu Hause. Bald kamen Arzneien von dem Arzte an, die ein schnell dahin geschickter Bote

 brach-

brachte, und die der Wundarzt ihr eingab. Kurz nach dem ersten Einnehmen der Belladonna-Wurzel, die der Arzt geschickt hatte, warden die Anfälle von Verzuckungen und Wahnwitz schwächer. Beim fortgesetzten, ordentlichen, vorgeschriebenen Gebrauche wurden die Zeichen der Besserung immer sichtbarer, und die Aussichten zur gänzlichen Heilung günstiger. Nachdem die Kranke in den ersten vier Tagen beinah gar nichts von Speise und Trank zu sich genommen hatte, machte man am 26ten März den Versuch, ihr zum Trinken und zum Waschen der Hände Wasser zu geben, und sie nahm es zur unbeschreiblichen Freude Aller an. Dieß war gerade der Zeitpunkt, in dem sich die Krankheit, wenn sie in ihrem natürlichen Gange geblieben wäre, in ihrer schrecklichsten Gestalt, der eigentlichen Wasserscheue, hätte zeigen müssen.

Aber von dieser Zeit an ward die Kranke täglich besser. Die Eßlust erwachte wieder; der Schlaf wurde ruhiger und erquickender, und die ängstlichen Träume blieben weg. Die Kranke versuchte außer dem Bette zu bleiben, nur klagte sie sehr über Mattigkeit. Sie nahm ihre Pulver anhaltend und ordentlich ein. Den 29ten März, als den letzten entscheidenden Tag, brachte die Quenselin größtentheils außer dem Bette zu. Der Arzt freuete sich sehr über diesen glücklichen Erfolg seiner Kur; gab der Frau nun die Erlaubniß die Pulver wegzulassen,

und

und sich außer dem Bette zu halten, weil sie nun keine Gefahr mehr zu befürchten habe. Doch mußte sie noch stärkende Arzneien gebrauchen, durch deren Hülfe sie in kurzer Zeit dahin kam, daß sie den Weg nach Weimar antreten, und ihrem Erretter, der ihr ohne Vergeltung half, ihre Dankbarkeit in den vollesten Herzensergießungen persönlich bezeugen konnte. Seit der Zeit befindet sie sich wohl, und ist im Genusse der vollkommensten Gesundheit. Wie sehr hat man Ursach Gott zu danken, daß er auch gegen diese sonst unheilbare Krankheit Arzneien finden ließ!

Die Belladonna ist eine Giftpflanze, die dennoch in den Händen eines geschickten Arztes das Leben retten, und von der schrecklichsten Krankheit befreien kann; die aber in den Händen der Quacksalber und unwissender Menschen, Vernichtung der Gesundheit und den Tod herbeiführet. Wer sieht nicht hieraus, daß auch die giftigsten Dinge in der Natur, ihren großen und unschätzbaren Nutzen haben, wenn man sie nur gehörig zu gebrauchen versteht. —

33.

## Christoph wandte sich an einen geschickten Wundarzt, da er ein Bein gebrochen.

Christoph stieg auf einen sehr hohen Birnbaum, um seine Früchte abzuschütteln. Er vertraute auf seine Geschicklichkeit im Klettern zu viel; trat auf einen dürren Zweig, stampfte mit dem Fuße darauf, um die Birnen hinunter zu werfen. Der Zweig brach, Christoph fiel aus dem Baume auf die Erde, und zerbrach ein Bein. Man trug ihn ins Haus. Nachdem der erste Schrecken vorüber war, bat Christoph die Seinen, sogleich zu einem geschickten Wundarzte der nahen Stadt zu schicken, und ihn zur Hülfe rufen zu lassen. Denn, sagte er, vertraue ich mich einem ungeschickten Menschen an: so möchte ich nachher zu hart für meine Unvorsichtigkeit, durch ein krummes, oder steifes Bein, mein folgendes Leben hindurch büssen müssen. — Bis der Wundarzt kam, ließ er kalte Umschläge von Eßig und Wasser darauf legen, um dadurch das Anschwellen des zerbrochenen Beines zu verhindern.

In einigen Stunden kam der Wundarzt, untersuchte den Schaden, verband ihn, und heilete ihn glücklich; so daß Christoph dieß Bein nachher so gut, wie vorher, gebrauchen konnte.

34.

## Heinrich machte es nicht so.

Heinrich hatte das Unglück von einem Wagen, vor dem die Pferde flüchtig geworden waren, übergefahren zu werden. Nicht nur das Fleisch, sondern auch die Knochen des rechten Beines waren gequetscht. Betäubt trug man ihn in ein Haus, und holte einen ungeschickten Feldscherer zur Hülfe, weil er der nächste war. Dieser ungeschickte Mensch übernahm die Kur; quälte Heinrich außerordentlich viel, doch ohne Nutzen zu schaffen. Sehr lange kurirte er an dem Beine, doch wollte es nicht besser werden, weil es nicht recht behandelt wurde. Das Bein wurde so schlimm, daß ein am Ende gerufener geschickter Wundarzt nicht mehr helfen konnte. Der kalte Brand kam dazu; und wollte Heinrich sein Leben erhalten: so mußte er sich entschließen, das Bein abnehmen zu lassen. Aus Liebe zum Leben that er's; doch ist es ihm, so oft er sein hölzernes Bein betrachtet, ein sehr empfindlicher und reuender Gedanke, daß er nicht gleich zu einem geschickten Wundarzte seine Zuflucht nahm, durch dessen Bemühung er gewiß zur Wiedererlangung seiner gesunden Glieder gekommen wäre. —

35.

## Eine ähnliche Geschichte.

Zu dem Feldscherer Polle in K. kam Konrads Frau, die sich einmal hart auf die Lippe gebissen hatte, wodurch eine kleine Verhärtung entstanden war, und fragte ihn: ob dieß wol mit der Zeit schlimmer werden könne. Ohne es gehörig zu untersuchen, was es sey, sprach er: Ach! liebe Frau, das ist ein verzweifelt böses Ding, es muß weg, oder ihr seyd höchst unglücklich. Es ist ein Krebs. Kömt der erst zum Durchbruch, so ist nicht mehr zu helfen. Setzt euch, ich will es wegschneiden, sonst stehe ich für nichts ein. Konrads Frau, durch ihn so angst gemacht, äußert zwar Bedenklichkeiten; doch setzte sie sich nieder, und hielt dem Unwissenden ihre Lippe hin. Polle holte eine Menge Schwämme herbei, um das Blut zu stillen; nahm nun eine Scheere, und schnitt der Frau ein großes Stück von der Lippe ab. Sie schrie erbärmlich, und es blutete so heftig, daß das Blut nicht erst wieder gestillt werden konnte. Nachdem streuete Polle eine Beitze in diese Wunde, um, wie er sagte, dem Krebse das Weiterfressen zu hintertreiben. Die Beitze fraß um sich, und so tief ein, daß die Frau schrecklich aussah, und die fürchterlichsten Schmerzen hatte.

Kon-

Konrads Frau ließ den Prediger kommen, wie es zu schlimm wurde, um sich bei ihm Raths zu erholen. Dieser ließ sogleich einen geschickten Wundarzt kommen, der sie, doch mit vieler Mühe, wieder heilete. Wie viel Unheil kann ein ungeschickter Mensch anrichten, der seine Lehrjahre mit Müßiggang und Thorheiten hinbrachte. —

— Konrads Frau handelte sehr recht, und es war Pflicht für sie, daß sie ihren Schaden an der Lippe einem Wundarzte zeigte; doch fehlte sie darinn, daß sie nicht gleich zu einem als geschickten Wundarzt bekannten Manne gieng, der sie ohne solche große und schreckliche Schmerzen davon befreiet haben würde, wäre es auch wirklich ein Krebs gewesen. Zuletzt müssen doch geschickte Wundärzte den Schaden, den Pfuscher angerichtet haben, wieder gut machen; doch kostet es solchen oft sehr viele Mühe, und nicht selten ist Hülfe, nach Verschlimmerung der Schaden, unmöglich. Warum geht man also nicht gleich zu geschickten Männern? —

## 36.
## Kauft die vom Arzte verschriebenen Arzneien auf einer guten Apotheke.

Klaus hatte zwei kranke Kinder, die schon eine ziemlich lange Zeit geseuchet hatten, und von denen er eigentlich nicht wußte, was ihnen fehle. Vernünftige Leute riethen ihm die Quacksalbereien nachzulassen, und einen guten Arzt anzunehmen. Endlich entschloß er sich dazu; gieng zur Stadt, und erzählte dem Arzte die Umstände seiner Kinder. Dieser verschrieb ihm die nöthigen Arzneien, und hieß ihm, diese seinen Kindern ordentlich einzugeben. Klaus gieng mit diesem Verschreibzettel zu seinem vorigen Quacksalber, und fragte, ob er diese Arzneien habe. Der Quacksalber verstand zwar nicht, was auf dem Zettel stand; doch gab er ihm nach Gutdünken, was ihm beliebte. Klaus bezahlte diese Sachen, und gab seinen Kindern nach der Zuhausekunft davon ein. Nachdem sie zwei Tage davon eingenommen hatten, wurden sie merklich schlechter, und bekamen nach jedesmaligem Einnehmen große Hitze und Angst. Klaus schob die Schuld davon auf den Arzt, gieng zu ihm, und machte ihm Vorwürfe, daß die Arzneien, die er verschrieben, den Kindern mehr schadeten, als nützlich wären. Der Arzt sagte ihm,

ihm, daß dieß nicht möglich sey; ließ sich daß Recept wiedergeben, und fand, daß er die dienlichsten Mittel verordnet habe.

Der Arzt. Auf welcher Apotheke habt ihr die Arzneien gekauft?

Klaus. In der Vorstadt wohnt ein Mann, der hat sie mir zurecht gemacht.

Der Arzt. In der Vorstadt? Da ist ja keine Apotheke, wie ist das möglich?

Klaus. Da ist ein Mann, den ich schon lange kenne, und der mir schon oft Arzneien gab. Von dem habe ich sie genommen.

Der Arzt. Da gebraucht es denn freilich keiner Nachfrage weiter, warum eure Kinder nach dem Einnehmen der Mittel, die euch der Betrüger gab, schlechter geworden sind. Schämt euch Klaus, daß ihr ein so sorgloser Vater für eure Kinder seyd! Wollt ihr mit Quacksalbern zu thun haben, warum komt ihr denn zu mir? Was ich, und jeder ordentliche Arzt verschreibe, muß auf der Apotheke, und zwar auf einer guten Apotheke, gekauft werden, sonst kann man für die Wirkung nicht einstehen. Jener Kerl, von dem ihr schlechte und schädliche Waaren kauftet, kann nicht einmal lesen, was ich euren Kindern verordnete. Er ist ein einfältiger Mensch, dem die Obrigkeit schon längst, verboten hat, durch seine Mittel Menschen zu morden. Wollt ihr nicht vernünf-

nünftiger handeln, so mordet eure Kinder; gebt mir aber die Schuld nachher nicht.

Klaus. Das habe ich nicht gewußt.

Der Arzt. Leicht hättet ihr dieses bei wenigem Nachdenken einsehen können; denkt ihr aber nicht nach, so fraget lieber vernünftige Leute um Rath, ehe ihr solche verkehrte Dinge thut.

Klaus. Wollen sie mir nicht wieder etwas verschreiben, damit meinen Kindern geholfen wird?

Der Arzt. Das kann nichts helfen, wenn ihr nicht vernünftiger seyd. Gebraucht lieber gar nichts, als daß ihr eure Kinder durch schlechte Mittel mordet.

Klaus. Ich verspreche ihnen, lieber Herr Doctor, daß ich die Arzneien künftig auf der Apotheke nehmen will. Mir wird bange bei meinen Kindern.

Der Arzt. So klug hättet ihr schon lange seyn sollen. Morgen bringt eure Kinder zu mir, damit ich sie sehe; auch bringt mir das Uebrige der Arznei vom Quacksalber mit, damit ich meine Arzneien darnach einrichten kann, um, wo möglich, den Schaden wieder gut zu machen.

Klaus fühlte in seinem Gewissen, daß er sehr unrecht gehandelt hatte; kam am folgenden Tage schon früh zum Arzte, der denn seine Kinder unter-

suchte,

suchte, und ihnen dienliche Mittel zum Besserwerden verschrieb, die Klaus nunmehr auf einer guten Apotheke kaufte.

---

37.

## Angepriesene Arzneien in den Zeitungen taugen nicht.

---

### Ein Gespräch.

Märtens. Hast du die heutigen Zeitungen schon gelesen, lieber Konrad? Es steht wieder ein ganzes Register von Arzneien darin, die angeboten und empfohlen werden.

Konrad. Nein. Noch nicht. Wogegen sollen denn die Arzneien seyn, die darin stehen?

Märtens. Gegen viele Krankheiten, gegen Gicht, Podagra, Schwindel u. s. w. Ich gebe mir die Mühe nicht, dergleichen zu lesen, weil es mehr Schaden als Nutzen stiftet, und mehrentheils Geldschneiderei ist.

Konrad. Sollte dieß wirklich der Fall seyn?

Märtens. Ganz gewiß; denn Kaufleute handeln damit, und solche Leute, die von der großen Kunst Menschen zu heilen eben so wenig verstehen, als du und ich.

Konrad. Aber wenn Aerzte die Arzneien aufgeschrieben haben, so können sie doch gut seyn?

Märtens. Auch alsdann taugen sie nicht für einen Jeden. — Soll ein Mensch ordentlich von einer Krankheit geheilet werden: so ist es nothwendig, daß der Arzt die Krankheit bei jedem Menschen besonders untersucht; denn oft kömmt ein Uebel von ganz andern Ursachen bei dem Einen, als bei dem Andern her. Nicht alle Menschen sind gleich stark. Einige können mehr vertragen, als Andere. Bei einigen wirkt eine kleine Gabe mehr, als bei einem Andern eine starke. — Du kannst dieß ja schon bei dem gewöhnlichen Essen und Trinken sehen. Was bei einem starken und arbeitenden Menschen zur Ernährung seines Körpers gerade hinreicht; ist bei einem schwächlichen Menschen Ueberfluß, und macht ihn krank. So geht es auch bei dem Nehmen der Arzneien. — Jeder vernünftige Arzt richtet sich auch allemal bei dem Verordnen der Arzneien nach den Ursachen, durch die die Krankheit des Leidenden entstand; das ist aber bei den einmal für Alle eingerichteten Arzneien unmöglich. Auch ändert sich oftmals beim Gebrauch der Arzneien die Krankheit; es treten Umstände ein, die eine andere Behandlung und andere Arzeneien erfordern; wohin soll man sich nun beim Gebrauch solcher weit her erhaltenen Arzneien wenden? —

Ich

Ich halte also dafür, daß man sich an den nächsten, geschicktesten Arzt wendet, wenn man ordentlich geheilt seyn will.

Konrad. Nun sehe ich ein, daß das Beste ist, was ihr eben rathet, und glaube, daß es bei dem Verkauf der meisten, ja aller öffentlich angepriesenen Arzneien, nur auf das Geld angesehen ist. —

---

38.

## Der Landphysikus kömt zu vernünftigen Bauern.

In jedem Frühjahre, wenn es ein wenig warm zu werden anfing, fanden sich in dem Dorfe H. sehr viele Fieberkranke. Auch sahen die sämmtlichen Einwohner dieses Dorfes nicht so wohl, frisch und gesund aus, als diejenigen Menschen, die von dieser Gegend etwas entfernt waren. Einst kam eine ansteckende Krankheit, das Faulfieber, an diesen Ort, und rafte sehr viele Menschen dahin. Es wurde dem Arzte, der von der Obrigkeit die Aufsicht über diese Gegend erhalten hatte, oder dem Landphysikus gemeldet, der sich sogleich nach dem Orte begab, um den Leuten zu helfen. Nachdem er den Kranken Arzneien verordnet hatte, gieng er in der Gegend um-

her, sie zu untersuchen; weil er auch schon die Klagen wegen des häufigen Fiebers vernommen hatte. Nach dieser Untersuchung der Gegend ließ er die Leute des Dorfes zusammenrufen, und redete sie folgendermaßen an:

„Lieben Leute! Ihr wundert euch, daß eure Kinder, und auch Erwachsene unter euch so häufig das Fieber bekommen. Ihr seyd sehr traurig, daß ihr in der jetzigen Zeit so viele Väter, Mütter, Kinder, Verwandte und Freunde zu Grabe traget. Wolltet ihr wol, wenn euch dieses wirklich Leid ist, dazu beitragen, solche große Leiden von euch zu entfernen? Euer Unglück geht mir zu Herzen; ich rathe daher zum Besten, und hoffe, daß euch mein Rath, wenn ihr ihn befolget, nie gereuen soll."

Hierauf trat der Aelteste der Gemeine vor und antwortete:

„Lieber Herr Doctor! Wir sind recht unglückliche Leute, weil öftere Krankheiten unsern Ort plagen. Wissen sie woher dieses kömt, und wie uns zu helfen steht, so sagen sie es uns doch. Gern, recht gern, wollen wir ihren guten Rath annehmen, ihn befolgen und dankbar seyn."

Der Landphysikus sprach weiter:

„Die Ursachen eures häufigen Kranksëyns liegen in der Lage eures Dorfes. Euer Dorf liegt sehr nie-

niedrig, und ist auf der einen Seite von Ber=gen, und auf zwei andern von einem großen dichten Walde eingeschlossen. Der kleine Fluß, der dort herfließt, überschwemmt im Herbste und im Winter eure ganze Gegend. In den Wie=sen und in den Gründen bleibt das Wasser, weil es keinen Abfluß hat, so lange stehen, bis es von der Sonne und der Luft aufgetrocknet wird. Oft riecht dieß faul werdende Wasser sehr übel, verdirbt durch seine stinkende Aus=dünstungen die Luft, und ist für Fremde, die zu euch kommen, fast unausstehlich. Ihr merkt es so nicht, weil ihr von Kindheit auf daran gewohnt seyd. Daß diese unreine, schädliche Luft sehr nachtheilig für euch ist, und daß eure häu=figen Plagen vom Fieber, und andern Krank=heiten davon herkommen, glaubt ihr mir gewiß. Wollt ihr nun dieß Uebel heben: so müßt ihr durch eure Wiesen Zuggraben machen, damit durch dieselben das Wasser, wenn es im Flusse fällt, aus den Wiesen sogleich wieder zurück=laufen kann. Das Bette des Flusses müßt ihr aufräumen, tiefer und breiter machen; damit mehr Wasser darin bleiben kann: so wird die Ueberschwemmung geringer seyn. Die Gründe und tiefen Löcher, in welchen das Wasser oft bis in die Mitte des Sommers stehen bleibt, müßt ihr allmählig mit Erde ausfüllen; dadurch

werden die Berge, die den Zugang der frischen Luft verhindern, etwas von ihrer Höhe verlieren. Gut und sehr heilsam würde es seyn, wenn ihr im Walde allmählig so hauetet, daß eine Oeffnung käme, die euch gesundere Luft zuführte."

Die Bauern freueten sich über die vernünftige Rede des Landphysikus, und gaben ihm Beifall. Einer gab ihm treuherzig die Hand und sagte: Was sie sagen, läßt sich begreifen. An unserer Seite wollen wir thun, was uns möglich ist, um uns, und den Unsrigen, vorzüglich auch unsern Nachkommen, frohere Tage zu verschaffen.

Da die Einwohner des Ortes einmal versammelt waren, wurde beschlossen, daß noch in der Woche mit der Verbesserung ihrer Gegend angefangen werden sollte. Zuerst räumten sie das Flußbette auf, und machten den Fluß breiter, und die Ufer höher. Die Leute verwandten einige Jahre hindurch alle nur mögliche Zeit, bei ihren übrigen sehr nothwendigen Geschäften des Landbaues, zu dieser Verbesserung. Nach vier Jahren kam der Landphysikus auf einer Reise durch diesen Ort, sah die guten Vorschläge, die er den Leuten zu ihrem wahren Besten gegeben hatte, meist vollendet, und freuete sich herzlich darüber. Er gab den Leuten nun sehr gern, da er sah, daß sie sich darnach richteten, noch manche andere

gute

gute Lehren, die ihnen sehr heilsam wurden. Man sah auch selbst mit großer Freude ein, daß sich in H. vom Jahr zu Jahre wenigere Fieberkranke fanden, und sich dieß Dorf nicht mehr vor andern Dörfern durch Krankheit so sehr auszeichnete.

---

## 39.

## Wann ist ein Landphysikus ein nützlicher Mann?

Herr Doctor Albrecht hatte von der Obrigkeit, da er sehr geschickt war, den Auftrag erhalten, bei allgemein herrschenden und ansteckenden Krankheiten auf dem Lande umher zu reisen; die Krankheiten zu untersuchen, und Arzneien dagegen zu verordnen. Er that dieses auch mit außerordentlicher Treue. Hörte er, daß in der Gegend, oder an einem Orte, worüber er die Aufsicht hatte, viele Kranke waren: so eilte er gleich dahin, ohne erst den Leuten große Unkosten durch das Herausholen aus der Stadt zu machen. Er wußte es, wie schwer sich Landleute entschließen, zum gelehrten Arzte zu gehen; und kam ihnen daher oft zuvor, damit sie das große Glück ordentlicher Hülfe erst schätzen lernten. — Kam er an einen Ort, so gieng er zu allen Kranken ohne

Unterschied; untersuchte die Krankheit; sprach mit den Leuten recht vernünftig und zutraulich, und erhielt dadurch in kurzer Zeit Achtung, Zutrauen und Liebe. Er ermunterte die Leute zum ordentlichen und anhaltenden Gebrauche der Arzneien, und warnte sie recht nachdrücklich vor jeder Quacksalberei, die ihren Tod befördern würde. Er schrieb jedes Kranken Namen und Vornamen, und sonstige Umstände, die ihm zu behalten nöthig waren, auf. War er mit den Krankenbesuchen fertig: so gieng er zum Prediger und Schulmeister; bat sie, mit ihm die Besorgung der Kranken zu übernehmen; die Leute zum ordentlichen und anhaltenden Gebrauche der Arzneien zu ermuntern, und ihm von Zeit zu Zeit von den Umständen der Kranken Bericht abzustatten. So bald es seine Zeit erlaubte, kam er wieder nach dem Orte, und sah, wie weit die Heilung gediehen war. Die Leute sahen sehr bald dieses guten Landphysikus Bereitwilligkeit ihnen zu helfen, und dankten ihm, wenn sie wieder besser waren, recht herzlich durch Worte und That für seine Menschenliebe.

Dieser Arzt bewirkte durch dieses sein Betragen, daß fast alle Landleute dieser Gegend, wenn sie krank wurden, keinem Quacksalber mehr traueten. —

---

40.

## Man muß gleich zum Arzte gehen, wenn man krank wird.

---

### Ein Gespräch.

Christoph. Meine Frau ist seit ein Paar Tagen krank geworden; sie hat große Hitze und Angst. Was soll ich dabei thun, lieber Heinrich?

Heinrich. Ich gienge gleich in die Stadt zum Arzte, wenn ich in deiner Stelle wäre; sagte dem Doctor alle Umstände, wie die Krankheit angefangen, wie sie fortgeht, worüber deine Frau klagt, und alles, warum er mich fragen würde. Geh' bald, lieber Christoph, damit die Krankheit deiner Frau nicht überhand nimt; es könnte sonst schlimmer mit ihr werden.

Christoph. O! Einige Tage will ich's noch ansehen; es giebt sich wol wieder, oder man sieht denn doch wo es hinaus will.

Heinrich. Wäre es meine Frau, ich wartete so lange nicht. Einen oder gar einige Tage früher oder später zum Arzte zu gehen, kann beim Kranken oft sehr viel entscheiden. Christoph! Wer sein Weib lieb hat, der sorgt dafür, und ist es krank, je eher, je lieber.

Christoph. Daß ich mein Weib lieb habe, weißt du. Ich will auch für dasselbe zum Doctor gehen, aber wie ich glaube, hat es noch keine Eile damit.

Heinrich. Thu was du willst, und was du verantworten kannst. Meine Meinung weißt du.

Christoph entschloß sich den folgenden Tag zum Arzte zu gehen; doch kam eine Abhaltung, und er hielt sie für wichtig genug zu Hause zu bleiben. — Stündlich nahm die Krankheit seiner Frau zu; sie litt sehr große Angst und Schmerzen, und klagte sehr über Brennen im Leibe. Da Christoph am dritten Tage zum Arzte kam, und ihm die Krankheitsumstände seiner Frau erzählte, machte ihm dieser sehr harte und bittere Vorwürfe, daß er nicht früher gekommen sey; denn die Lage seiner Frau wäre sehr bedenklich.

Christoph. Ei, das sollte ich doch nicht meinen, daß es schon so gefährlich mit ihr wäre; sie liegt ja erst acht Tage.

Der Arzt. Das ist leider lange genug, ohne Hülfe acht Tage zu liegen. Ich sage es euch, Christoph, wenn ich eurer Frau hätte helfen sollen: so hättet ihr früher kommen müssen. Macht daß ihr zu Haus kommt, gebt ihr ordentlich ein, und laßt mir morgen Nachricht sagen, wie es mit ihr ist.

Chri-

Christoph gieng traurig zu Haus, und dachte nunmehr an Heinrichs guten und vernünftigen Rath, gleich zum Arzte zu gehen. Er fand, da er ankam, seine Frau sehr schlecht; sie sprach irre, und sehr grosse Hitze hatte ihr das Bewußtseyn geraubt. Am dritten Tage darauf starb Christophs Frau. Nun war er untröstbar, und jedesmal, wenn er den vernünftigen Heinrich sah, fiel ihm seine Saumseligkeit ein, und konnte sich kaum der Thränen enthalten.

Verachte nicht guten Rath, auf daß du am Ende nicht dadurch leidest.

---

41.

## Man muß dem Arzte alles sagen, was man fühlt, und woher die Krankheit entstanden seyn kann.

---

Klapproth hatte heimlich getrunken, und war durch Gewohnheit so weit darin gekommen, daß er ziemlich viel trinken konnte, ohne berauscht zu werden. Merkte er einige Unbequemlichkeiten darnach, so gab er Kopfweh vor, und legte sich einige Zeit zur Ruhe. Sein Körper wurde allmählig schwach; oft fühlte er grosse Mattigkeit in den Beinen; be-

kam nicht selten Zittern der Glieder; Hitze und Frost wechselte sehr schnell bei ihm ab; ihm brannten die Hände oft wie Feuer; seine Beine schwollen ihm darauf an: kurz, seine Gesundheit war gänzlich zerrüttet. Er nahm in dieser Lage zwar einen Arzt an, doch sagte er ihm die wahre Ursach seines Krankseyns nicht, sondern gab vor, daß vieler Aerger und Verdruß an seinem Uebel Schuld wären. Er gebrauchte Arzneien; doch ließ er insgeheim das Trinken nicht. Die Arzneien, die er gebrauchte, thaten keine Wirkung, und er starb bald nachher. —

Hartung war durch Ausschweifung und Liederlichkeit krank geworden. Nachdem seine Gesundheit zerrüttet war, nahm er einen Arzt an. Anstatt offenherzig dem Arzte die Ursachen seiner Krankheit zu sagen, gab er vor: er habe sich beim Tanzen erhitzt, habe darauf kalt getrunken, und leide nun dafür. Der Arzt verordnete ihm Arzneien; doch schlugen die Mittel nicht an, weil sein Uebel von ganz anderer Art war.

Es ist die größte Thorheit dem Arzte die wahren Ursachen des Uebels zu verschweigen. Allwissend ist kein Arzt; sondern er muß sich, wenn die Krankheiten nicht ganz offenbar sind, nach den Aussagen der Kranken richten. Es ist die größte Pflicht der Aerzte verschwiegen zu seyn. Sehr würden sie ihrem guten Rufe und ihrem eigenen Vortheile schaden,

den, wenn sie die Krankheiten der Leidenden öffentlich bekannt machten, die verschwiegen werden sollen und müssen. Man hört auch nicht, daß sich ein ordentlicher Arzt über Krankheiten ausläßt; auch alsdann nicht, wenn sie unverschuldet sind. Ein Solcher aber, der sich scheuet, dem Arzte alles zu sagen, was ihm fehlet, und woher dieß entstanden seyn kann, ist thörigt; thut sich selber den größten Schaden, verfehlt auch seinen Zweck gesund zu werden. — Besser ist es, man gebraucht gar nichts, als unrechte Mittel; denn sie schaden mehr als sie nützen.

---

42.

## Wie richtete der gute Schulmeister Sch. seine Krankenberichte an den Arzt ein?

---

Der gute Schulmeister Sch., den wir schon als einen sehr ordentlichen und rechtschaffenen Mann kennen; indem er auch auf Ordnung und Reinlichkeit bei seinen Schulkindern so sehr hält, machte den Einwohnern seines Ortes bekannt: daß er, wenn es nöthig seyn sollte, gern für Kranke an den Arzt schreiben, und ihre Umstände berichten wolle. Hörte er, daß jemand krank geworden war: so gieng er nach

nach der Schulzeit zu ihm, tröstete ihn, und ermahnte denselben ordentliche Arzneien zu gebrauchen, damit er wieder besser würde. Bei den Meisten gelang auch sein guter Rath. Seine Berichte an den Arzt faßte er mit Ueberlegung und Nachdenken ab. Er beschrieb das Geschlecht des Kranken, sein Alter, seine Leibesbeschaffenheit, seine Lebensart, und seine vorherige Beschäftigung oder Gewerbe. Er erzählte die wahrscheinlichen Ursachen, den Ausbruch, und die Fortschritte der Krankheit, die Klagen des Leidenden, und alles, was zur bestmöglichsten Einsicht des Arztes beitragen konnte. Ohngefähr so lauteten seine Berichte, die er aber nach jedesmaliger Veränderung der Krankheiten einrichtete.

## Bericht 1.

Lieber Herr Doctor.

Vorgestern wurde Christian Surbarg, 24 Jahr alt, krank, nachdem er schwindlich von der Feldarbeit zu Hause kam. Er hat mäßig gelebt; ist auch, seitdem er die Blattern und Masern glücklich überstanden hat, recht gesund und stark gewesen. Er sah roth und blühend aus, schlief, aß und trank, wie es bei einem gesunden Menschen der Fall ist. Lebhaft ist er stets gewesen, doch nicht auffahrend und zornig; ob ihm gleich Verdruß und Aerger sehr wehe thaten.

thaten. Oft klagte er über Vollblütigkeit; hatte auch in seinen gesunden Tagen öfters Nasenbluten; und ließ sich daher zuweilen aus der Ader. Der Kranke glaubt, daß er sich nach einem gehabten Verdrusse bei der Feldarbeit, wobei er erhitzt gewesen, erkältet habe. Nachdem er sich zu Bette gelegt hat, fühlt er starken Frost, der mit Hitze abwechselt. Er hat große Beklemmungen in der Herzgrube, Stiche in der linken Seite, und holt schwer Athem. Bei dem gestrigen Aderlaß war sein Blut dick, hatte ein weißgelbes Ansehen, und war sehr zähe. Nach dem Aderlassen wirft er Speichel mit Blutstreifen aus; da ihn ein kurzer trockener Husten zum Auswerfen reitzt. Beim Husten vermehren sich die Stiche in der linken Seite, die sich nach dem Rücken zu ziehen. Uebeln Geschmack und eine mit Unreinigkeit belegte Zunge hat er nicht; aber es fehlt ihm an gehöriger Oeffnung des Leibes. Sein Urin ist trübe, und der Bodensatz röthlich. Gern schliefe er, aber die Seitenstiche und der Husten lassen ihm keine Ruhe. Sein Puls geht stark und geschwind. Vollkommenen Gebrauch seiner Sinne und seiner Vernunft hat er; so wie auch guten Muth, und will gern einnehmen, was ihm verordnet wird.

### Bericht 2.

Des Tagelöhners Johann Thielens sechsjähriger Knabe, hat seit acht Wochen einen dicken gespannten Leib.

Leib. Sein Urin ist oft so weiß, wie Milch. Sonst aß er gern Käse mit eitlem Brode; doch hat er seit einiger Zeit Widerwillen dagegen bekommen. Täglich hat er ein Fieber, das aber nicht heftig ist; auch nicht regelmäßig zu gewissen Stunden kömt. Des Knabens Augen sind matt, und der Augenstern ist ihm erweitert. Vor einigen Tagen sind ihm einige Spulwürmer abgegangen. Im Schlafe erschrickt er oft; auch hat man schon einigemal Anfälle vom Schäurchen an ihm bemerkt. Sein Athem riecht häßlich. Er ist sehr durstig, und man giebt ihm Wasser zu trinken. Er laxirt und dabei geht ihm vieler zäher Schleim ab.

Auf diese Weise machte er es mit jedem Kranken, und änderte bei jedem Kranken ab, was nothwendig war. — Wurden Frauenspersonen krank: so schickte er seine verständige Frau zu ihnen, die ihre Krankheitsumstände genau zu erfahren suchte; ließ sie sich darauf wieder erzählen, und berichtete sie dem Arzte.

Dieser gute Schulmeister fühlte sich glücklich, wenn er seinen Nächsten dienen konnte; scheuete weder bei Tage noch bei Nacht Mühe und Fleiß, um den guten Einwohnern seiner Gemeine nützlich zu werden. Oft gieng er auch für Kranke selber zum Arzte und berichtete, wenn schleunige Hülfe nöthig war. Für diese Dienstfertigkeit und Menschenliebe genießt dieser gute Schulmeister die herzlichste Liebe und das größte Zutrauen von dem größten Theile seiner Gemeine. —

43.

## 43.
## Wie verhielt sich Konrad, als er den Arzt gebrauchte?

Konrad war sehr verständig; daher nahm er, so bald er krank wurde, einen Arzt an. Er ließ sich von diesem sehr genau sagen, wie er sich beim Gebrauche der Arzneien verhalten solle; gieng nie von der Vorschrift ab, lebte mäßig, und hätte bei allem Zureden der Seinigen nichts gegessen und getrunken, was ihm vom Arzte einmal verboten war. Oft wenn die Seinigen aßen und ihn nöthigten, etwas davon zu genießen, und ihn dadurch aufzumuntern suchten: Wenig, schade ja wenig, antwortete er: Lieben Leute, wenn man gesund ist, so kann man essen und trinken, was bekömt; ist man aber krank, so sind der Magen und die Eingeweide schwach; man verdauet die Speisen nicht, die man genießet; sie bleiben also im Magen liegen und verderben; dieß macht schlechte Säfte; überdem vermehren sie die Angst und Beschwerden, und können die Krankheit sehr bösartig machen. Jetzt hungere ich nicht; laßt mich daher zufrieden, und nöthiget mich nicht ferner zum Essen. Darauf sagte seine Frau: Wie willst du es aber aushalten so lange zu hungern? Deine Kräfte nehmen ab, und du wirst ganz matt und elend werden.

Kon-

Konrad. Glaube das nicht. Die Krankheit greift mich zwar an; doch wird mir Essen und Trinken nicht eher wieder gedeihlich werden, bis ich gesund bin. Dann werde ich schon wieder Lust zum Essen bekommen, und meine Kräfte werden recht augenscheinlich wieder zunehmen, je mehr ich mich beim Essen, und dem Genusse der Nahrungsmittel vorsehe.

Konrad nahm seine Arzneien genau nach der Vorschrift des Arztes ein; nicht mehr und nicht weniger; nicht alle drei Stunden, wenn er stündlich einnehmen sollte, sondern so wie es der Arzt haben wollte. Bei solchem vernünftigen Betragen wurde er bald wieder besser; und hatte das Glück, nach seiner Krankheit, eine recht gute Gesundheit wieder zu erhalten. —

---

44.

## Wie oft muß man zum Arzte gehen und Arzneien holen?

Gottfried glaubte, es sey hinlänglich einmal zum Arzte zu gehen, und Arzneien zu holen. Da sein Kind sehr krank war, besuchte ihn eines Tages der

der Prediger, fragte nach dem Befinden seines Kindes, und nach dem, was er gebrauche.

Gottfried. Ich bin sogleich nach einem geschickten Doctor gewesen, lieber Herr Pastor, doch will es nicht helfen. Auch habe ich dem Kinde die Arzneien nach der Vorschrift ordentlich eingegeben; aber ich sehe noch keine Früchte davon.

Prediger. Wie oft seyd ihr hin gewesen?

Gottfried. Einmal.

Prediger. Wie könnt ihr, lieber Gottfried, von der ersten Arznei völlige Besserung erwarten? Wißt ihr das Sprichwort nicht: Auf den ersten Hieb, fällt keine Eiche. Es kömmt mir eben so vor, als wenn ihr mit eurem Pfluge nach dem Felde ziehen wolltet, pflügtet einmal über demselben her, und wolltet dann sagen: Nun ist mein Acker gepflügt; er ist fertig. Ihr müßt so lange pflügen, bis der ganze Acker umgebrochen ist, ehe ihr sagen könnet, daß ihr eure Mühe vollendet, oder fertig seyd. Oder ihr habt ein Kind, das eigensinnig ist; ist es denn schon genug, wenn ihr es einmal zum Gehorsam anhaltet, um es zu bessern: müßt ihr euch nicht so lange Mühe geben, den Eigensinn auszutreiben, bis es gebessert ist?

Gottfried. Ja, lieber Herr. Leider geht oft sehr lange Zeit darüber hin, ehe ein verdorbenes eigensinniges Kind wieder gehorsam, und zum Gu-

ten recht willig wird; sollte es aber mit dem Gebrauche der Arzneien eben so seyn?

Prediger. Es verhält sich eben so damit. Oft hat der Körper eine Krankheit schon Jahre lang mit sich umhergetragen und zubereitet; bis endlich die Kräfte des Körpers der Krankheit unterliegen, und die Natur des Menschen nicht stark genug mehr ist, ihn aufrecht zu erhalten. Der Körper giebt nach, wird am Ende krank, legt sich hin, und hat die Hülfe des Arztes nöthig. Sollten nun wol ein Glas voll Arzneien, oder wenige Pulver im Stande seyn können, die Krankheitsmaterie aus dem Körper zu schaffen, und die so lange gesammelten Unreinigkeiten wegzutreiben?

Gottfried. Ich sehe es ein, lieber Herr, daß das wol nicht gut angeht, und daß man öfterer, ja so lange zum Arzte gehen muß, bis die Krankheit wirklich gehoben ist. Soll ich aber einmal zum andern Arzte gehen, vielleicht hilft der besser?

Prediger. Wozu das? Seyd ihr gleich zu einem geschickten Arzte gegangen: so bleibt ja bei ihm. Er kennt den Kranken und seine Krankheit nun einmal; hat schon angefangen das Uebel fortzuschaffen, und wird gewiß die dienlichsten Mittel verordnen, ihn wieder gesund zu machen. **Es ist sehr thörigt von einem Arzte zum andern zu laufen; sehr oft wird das Uebel dadurch schlim-**

schlimmer, und des Kranken Besserung aufgehalten. Auch muß man nicht, wenn man ordentlich wieder besser werden will, heute Arzneien nehmen, dann acht Tage warten; dann wieder einnehmen, und so fort. Anhaltend und fortgesetzt muß man gebrauchen, bis zur Besserung, und bei einem Arzte bleiben. —

Gottfried. So will ich denn noch heute zu meinem einmal angenommenen Arzte gehen; will mit ihm sprechen, und so lange gebrauchen, bis er mir sagt, daß mein Kind gesund ist.

Prediger. Gott helfe euch bei diesem Vornehmen. Lebt wohl!

---

45.

## Wie verhielt sich Christine beim Gebrauch der Arzneien?

---

Christine war krank und gebrauchte gute Arzneien, die ein verständiger Arzt verordnet hatte; doch nahm sie unordentlich davon. Fühlte sie einige Erleichterungen: so nahm sie statt alle zwei Stunden, alle vier Stunden etwas ein. Schmeckten die Arzneien bitter: so wollte sie dieselben nicht gern einnehmen, sondern ließ sich erst lange, wie kleine Kin-

der, dazu bereden. Oft goß sie die Arzneien, wenn ihr dieselben nicht mehr anstanden, weg, und wollte frische haben. Saßen die Ihrigen am Tische, und aßen als gesunde Leute was ihnen schmeckte; so bekam sie auch Lust davon zu haben, und aß so viel ihr gelüstee. Sagte man ihr; was kann das Einnehmen helfen, wenn du dich nicht ordentlich darnach halten willst, so sagte sie: o solch ein kleines Bischen wird mir nicht schaden. Ich esse ja nicht viel davon. Ich muß doch auch leben. Das, was ihr für mich besonders zurecht macht, schmeckt mir nicht. Bei solchem Betragen war denn die natürlichste Folge, daß Christine ihre völlige Gesundheit nie wieder erhielt; sondern daß sie, so bald sie sich einige Zeit gut befunden hatte, von neuen Uebeln gequält wurde. —

Halte dich entweder nach der Vorschrift des Arztes und lebe vernünftig dabei; oder iß und trink nach deinem Gefallen, und halte nachher dafür aus. —

Von

# Vom Verhalten in Krankheiten, vorzüglich in hitzigen Krankheiten und Fiebern.

46.

## Wie gieng Vater Märtens mit seinen Kranken um?

Vater Märtens war selbst krank gewesen, und hatte viel gelitten; daher kannte er die großen Unannehmlichkeiten, die mit dem Kranksein verbunden sind. Er wußte aus Erfahrung, wie angenehm ihm liebreiche und zuvorkommende Behandlung der Seinigen; die große Sorgfalt seines guten, treuen Weibes für ihn gewesen war. Er wußte, wie oft Kranke, ohne daß ihnen etwas zu Leide geschiehet, von übeln Launen geplagt werden. Er wußte, wie unangenehm ihm jeder Lerm und jede Unruhe um ihn gewesen; wie sauer ihm oft das Antworten auf vergebliche Fragen geworden; und wie lästig und verdrießlich ihm öfterer und langer Besuch vorgekommen sey; so daß er auch Einige gebeten, ihn allein zu lassen, und ihn auf ein andermal, wenn er wieder besser

seyn würde, zu besuchen. Die unnützen Gespräche über die Krankheit, die er habe, das Klagen, das Bedauern, das unnütze Rathen und Meinen, das doch zu nichts helfen könne, hätte oft seinen Unwillen erregt. — Nun dachte er: so wie es dir gieng als du krank warest, wird es auch Andern gehen.

Wurde also jemand in seinem Hause krank: so war er sehr bemüht, dem Kranken die bestmöglichste Aufwartung zu verschaffen. Er und die Seinigen zeigten dann dem Kranken so recht angelegentlich, daß sie von Herzen wünschten, daß er erst wieder besser wäre. Vater Märtens scheuete keine Mühe und keine Kosten, dem Kranken, neben den Arzneien, dienliche Erfrischungen, die ein Arzt verwilliget hatte, zu verschaffen. Den Verständigsten seiner Leute bestellte er zum Wärter des Kranken, der für denselben beständig sorgen mußte, und dem er so lange alle andere Hausarbeiten abnahm. Zu diesem sagte er denn: „Geh liebreich mit dem Kranken um. Ist er auch oft mürrisch und verdrießlich: so ertrage es gern, denn du bist gesund, und kannst deine Liebe dem Kranken nicht besser als durch Geduld zeigen. Plaudere nicht viel mit dem Kranken; redet er aber: so gieb genau Acht auf das, was er haben will; damit du nicht noch einmal fragen mußt, welches Kranke verdrießt. Lerm und Unruhe halte von ihm ab, und siehe ja zu, daß keine Gelegenheit kömt, die ihm Aerger und Verdruß

druß macht; denn diese sind wahres Gift für Kranke.

Kommen Freunde und Nachbarn den Kranken zu besuchen; so gehe ihnen entgegen und bitte sie: nicht zu viel mit dem Kranken zu sprechen, ihn nicht zu viel zu fragen, und bald wieder wegzugehen; denn der Kranke sehnt sich nach Ruhe. Neugierige, die sonst nicht kommen, weise damit ab, der Kranke schliefe, und würde es gern sehen, wenn sie ihn beim Besserwerden besuchen würden. Die dieß übel nehmen, mögen es thun. Es ist besser, daß für des Kranken Zufriedenheit gesorgt werde."

Viele des Orts ahmten Vater Märtens, in der vernünftigen Art, Kranke zu behandeln und zu verpflegen, nach.

---

## 47.

## Vater Märtens Krankenstube.

In Märtens Krankenstube, die groß, trocken und geräumig war, sah es beständig ordentlich und reinlich aus. Man fand immer frische und reine Luft in derselben, von der Vater Märtens sehr viel, sowol in gesunden als kranken Tagen hielt; weil er ihre Wohlthätigkeit so recht deutlich eingesehen hatte.

In seiner gewöhnlichen Wohnstube litt er nie Sachen, die stark ausdünsteten, und dadurch die Luft verunreinigen und verderben; noch viel weniger litt er dergleichen in seiner Krankenstube. Täglich und fast immer, wenn der Kranke im Bette lag, machte er das Fenster, welches am weitesten vom Krankenbette entfernt war, auf. So oft es nöthig war ließ Vater Märtens Frau die Krankenstube ausfegen; doch so, daß nicht viel Staub dabei entstand, welcher dem Kranken nicht dienlich ist. Damit durch zu viel Licht des Kranken Ruhe nicht gestöhrt wurde, und seine Augen nicht litten (die beim Kranksеyn gewöhnlich schwach sind), ließ er Vorhänge vor die Fenster hängen: doch ließ er ein Fenster frei, damit durch dasselbe Licht und frische Luft in die Stube dringen konnte. Nie ließ er im Winter stärker einheitzen, als es zur nothdürftigen Erwärmung der darin Seyenden nöthig war, lauwarm mußte die Stube durchs Erheitzen werden, aber nicht heiß. —

Bei dieser vernünftigen Einrichtung, litten die Kranken weniger von Hitze und Angst, und wurden auch eher wieder besser.

---

48.

## In Klausens Krankenstube sah es nicht so aus.

Klaus sowol als seine Frau liebten die Reinlichkeit und Ordnung nicht. Sehr schmutzig sah es in ihrem Hause aus. In allen Winkeln sah man Schmutz und Unreinigkeit. So war es auch in der Wohnstube. Ein Faß mit sauerm Kohle, so wie auch das Gefäß, worin sie ihr Getränk, (Kofent) hatten, stand beständig darin, und machte durch die Ausdünstungen die Luft in derselben naß und dunstig. In dieser ungesunden Wohnstube wurde nun auch den Kranken im Hause das Lager aufgeschlagen, ohne, daß die geringste Veränderung vorgenommen wurde. Da Klausens Frau die meisten häuslichen Geschäfte in dieser Stube verrichtete, sammelte sich bald eine große Menge des Unraths in derselben; der doch nicht öfterer, als des Sonntags Morgens durchs Ausfegen herausgebracht wurde. Ohne auf den Kranken Rücksicht zu nehmen, wusch und plättete sie nicht selten in dieser Stube, und verdarb durch die vielen Dünste, die sie dadurch hineinbrachte, die Luft noch mehr. Die Fenster wurden nie aufgemacht, weil Klaus dafür hielt, daß die frische Luft dem Kranken schade; er verstopfte vielmehr alle Ritzen, um ihr den Zugang zu verwehren. Er ließ sehr stark ein-

heitzen, weil er sehr irrig glaubte, daß Hitze dem Kranken zuträglich sey; daher wurde auch das Krankenbette sehr nahe bei den Ofen gestellt.

Klausens Kranke litten daher gewöhnlich sehr viele Hitze und Angst, und hatten selten ruhige Augenblicke. Oft wurden sie von der Hitze und den schlechten feuchten Dünsten betäubt, kaselten, und jammerten sehr.

Klaus vermehrte also durch diese schlechte Einrichtung die Leiden seiner Kranken; da sie im Gegentheil Vater Märtens durch vernünftiges Betragen erleichterte und minderte.

Es ist besser man giebt Kranken, wenn außer der Wohnstube keine andere mehr vorhanden seyn sollte, eine reine, gute Kammer allein, als sie in der ungesunden und dunstigen Stubenluft liegen zu lassen.

---

49.

## Wie richtete Märtens Frau das Bette für Kranke ein?

Wurde in Vater Märtens Hause jemand so krank, daß er sich hinlegen mußte: so war Märtens gute Frau sehr geschäftig, alles mit gehöriger Ordnung und mit Vernunft zur Bequemlichkeit des Kranken

einzurichten. Sie nahm daher eine bequeme Bettstelle, die nicht zu groß, aber doch für einen Kranken geräumig genug war. Diese Bettstelle stellte sie nicht dicht an die Wand; noch viel weniger nahe bei den Ofen, welches sehr schädlich, wegen der zu großen Wärme, ist; sondern sie ließ sie so setzen, daß man von allen Seiten zum Kranken kommen konnte, um ihn desto besser warten zu können.

In diese Bettstelle legte sie reines frisches Stroh, das sie einige Zeit vorher, ehe sie es ins Bette legte, an die Luft gestellt hatte; damit die Feuchtigkeiten und der mulstrige Geruch, von dem Liegen in der Scheune, davon wichen. — Da sie ihre Betten oft sonnete, waren sie stets reinlich und hatten keinen übelen Geruch; doch legte sie dieselben nochmals in die frische Luft, und sonnete sie, ehe sie sie dem Kranken gab. Sie nahm für Kranke nur sehr leichte Betten, damit sie von denselben nicht zu sehr erhitzt und gedrückt würden. Diese Betten überzog sie mit reinen linnenen Ueberzügen; legte reine Lacken darauf, und brachte nach dieser Zubereitung den Kranken zur Ruhe.

Bettumhänge mochte sie so wenig für Gesunde als Kranke leiden, weil sie von einem Arzte gehört hatte, daß es ungesund sey, wenn Schlafende dieselbe Luft die ganze Nacht hindurch einathmeten. Ihre Bettumhänge hatte sie zu andern Dingen verbraucht, und rieth jeder angehenden Hausfrau, die so unnöthigen

Ko-

Kosten für Bettumhänge lieber auf gutes Linnen und Lacken auf die Betten zu verwenden. —

Märtens Frau machte täglich das Bette des Kranken zu einer Zeit, in der er sich am besten befand, und nicht schwitzte. Oft legte sie dem Kranken reine Lacken auf das Bette, die sie vorher an die Luft und in die Sonne hieng, damit sie nicht feucht waren, und erwärmte dieselben vor dem Auflegen ein wenig. Mit den reinen Hemden, die sie dem Kranken oft gab, machte sie es eben so.

Kranke müssen oft, und wenn es seyn kann, täglich reine Hemden anziehen; weil sie oftmals viel schwitzen, und es sehr ungesund ist, in den feuchten oder nassen Hemden liegen zu bleiben. Es ist Vorurtheil, daß reine Wäsche dem Kranken schade; nur muß sie recht trocken seyn, und vor dem Anziehen ein wenig erwärmt werden.

Die Reinlichkeit ist ein vorzügliches Mittel die Gesundheit zu erhalten, und trägt auch vieles dazu bei, verlorne Gesundheit wieder herzustellen. —

---

50.

## Lege dich zu keinem Kranken.

In Hans Hause dachte man nicht viel nach, wie man sich vor Schaden hüten, und zu einem glücklichen Leben gelangen könne. So wie es kam, so kam es. Einst bekam eins seiner Kinder im Herbste die Ruhr, und man ließ dieß kranke Kind bei dem andern so lange liegen, bis sie alle die Ruhr bekamen.

In Michels Hause hatte man ein neues Mädchen in den Dienst genommen, und ohne dasselbe zu prüfen, ob es gesund sey, bettete man eins von den Kindern dazu. Da dieß Mädchen die Krätze hatte, bekam diese böse Krankheit das arme bei ihm schlafende Kind, und steckte bald seine Geschwister an.

In Christians Hause bekam die Frau das Faulfieber. Sie bettete sich nicht allein; sondern steckte ihren Mann und noch einige Kinder an, bei denen sie schlief, die vielleicht ohne dieß befreiet geblieben wären.

Christoph hatte die Schwindsucht. Sein Bruder Heinrich mußte so lange bei ihm schlafen, bis Christoph starb. Heinrich bekam sie auch bald; und starb nach vielen Leiden an derselben.

In Konrads Hause wurden mehrere Leute auf einmal krank. Die Frau dachte: es ist ja eine Auf-

war-

wartung, wenn ich zwei in ein Bette lege. Sie that es. Oft klagten die Kranken über Unbequemlichkeit beim Liegen; bald schwitzte der Eine, und der Andere litt von der Hitze mit. Dem war dieses, dem jenes nicht recht. Oft ärgerten sich die Kranken über einander, und machten sich Vorwürfe. Bei dieser kläglichen Lage wurde der eine Kranke so schlecht, daß er starb.

Da oft die Krankheiten von verschiedener Art seyn können: so kann es erfolgen, daß bei dem Zusammenliegen, der Eine, des Andern Krankheit noch dazu bekömt, und doppelt leiden muß. —

Es ist die größte Pflicht, die Leiden der Kranken so viel als möglich zu erleichtern. Bedächten dieß alle Hausmütter, sie würden sich oft mit mehrerer Sorgfalt ihrer Kranken annehmen, und besser und vorsichtiger mit ihnen umgehen. —

Sirach 31, 18. Nimm es bei dir selber wahr, was dein Nächster gern oder ungern hat, und halte dich vernünftig in allen Stücken.

---

51.

## Wie zog Marie ihre Kranken an?

Maria in W. hielt nicht viel von zu warmer Kleidung, weil sie wußte, daß sich der Mensch leicht dadurch verweichlichen könne. Sie glaubte, daß für Kranke, die im Bette lagen, zu warme Kleidungsstücke sehr unbequem seyn müßten; weil denselben ihre Krankheit ohnedem Hitze genug verursachte. Da sie ihre Kinder mit Linnen bekleidete, so gab sie ihnen auch bei dem Kranksein keine andere Kleidung, und richtete ihre Sorgfalt vorzüglich darauf, daß es ihnen nie an reinen Hemden fehlte. Nie setzte sie ihren Kindern Mützen auf die Köpfe; auch dann nicht, wenn sie krank waren. Sie und ihr Mann thaten dieß auch nicht, weil sie es für besser hielten den Kopf kühl zu halten. Bei der Krankheit, sagte sie, leidet der Kopf gewöhnlich am meisten von der Hitze, die sich durch das Aufsetzen der Mützen noch sehr vermehren würde.

Oft kämmete sie ihren Kranken die Haare durch, welches eine wahre Wohlthat für sie zu seyn pflegte; denn sie befanden sich leichter darnach, und dankten Marien recht herzlich für diese Bemühung. Klagten die Kranken über Kopfschmerzen: so band ihnen Marie, eine Binde von Linnen vest um den Kopf, welches die Kopfschmerzen zuweilen linderte.

52.

## Hedwig glaubte, daß Kranke viel schwitzen müßten.

Hedwig glaubte, daß Kranke viel schwitzen müßten, und zog ihnen daher, auch wenn sie im Bette lagen, und über starke Hitze und Beängstigungen klagten, das dickste wollene Zeug an. Warmhalten war, nach ihrer Meinung, die beste Kur, die sie allen Menschen empfahl. Dicke mit Baumwolle durchgenähete Mützen, und recht erwärmende multummen Kamisöle gab sie ihren Kindern, auch wenn sie krank waren. Einst bekam ihr ältester Sohn Ludwig das Fieber. Sie zog ihn nach ihrer Weise an, legte ihn ins Bette, und ließ den Arzt rufen. Da dieser kam, redete Ludwig irre, oder kaselte; weil ihm die große Hitze den Kopf eingenommen hatte. Der Arzt untersuchte die Krankheit, sah dabei den unvernünftigen Anzug, und sprach: Wie ist es anders möglich, als daß das arme Kind so leiden muß, seine Krankheit macht ihm sehr viele Hitze, und es sollte ja in dem Anzuge, noch dazu in dem warmen Bette, ersticken. Setzen Sie dem Kinde die dicke Mütze ab, und lassen sie es auf meine Verantwortung mit bloßem Kopfe liegen: so wird sich die Hitze allmählig mindern, und das Irrereden wird aufhören. Ein dünnes,

nes, kühles Kamisol ziehen sie ihm an; dann will ich gern durch verordnete Arzneien das Meinige thun.

Da Hedwig diesen guten Rath nicht annehmen wollte, gieng der Arzt weg, und sagte: Wer meinen wohlgemeinten Rath nicht annehmen will, dem kann ich auch nicht helfen. —

---

53.

## Der geduldige Kranke.

Gutmann wurde von einer hitzigen Krankheit ergriffen, und litt sehr viel. Sogleich wandte er sich zu einem geschickten Arzte, und suchte Hülfe bei ihm. Bei dem ordentlichen Gebrauche der Arzneien suchte er durch Vernunft und Religion guten Muth zu behalten, der den Kranken zur Erleichterung ihrer Leiden, und zum Wiederbesserwerden so nöthig ist. Oft dachte Gutmann an die vielen Freuden, die er in seinem Leben bei Gesundheit und Frohseyn genossen hatte, und sagte zu den Seinigen: Viel Gutes habe ich in meinem Leben erfahren: so will ich denn auch mein jetziges Leiden mit Muth und Standhaftigkeit ertragen. Der Prediger des Orts war in gesunden Tagen Gutmanns wahrer Freund gewesen, und zeigte sich bei seiner Krankheit noch mehr als ein solcher;

denn oft besuchte er ihn, und erheiterte ihn durch seine vernünftigen und lehrreichen Gespräche. Wie angenehm war Gutmannen dieser Besuch; wie sehr bat er ihn, doch recht bald wieder zu kommen und bei ihm zu seyn; denn seine erbaulichen Reden gewähreten ihm sehr vielen Trost und Beruhigung. Da Gutmann ordentlich und tugendhaft gelebt hatte, machte ihm sein Gewissen keine bittere Vorwürfe wegen vorsetzlicher schlechter Gesinnungen und Handlungen; froh konnte er an Gott denken, und der Glaube an seine Vorsehung flößte ihm die beruhigende Hoffnung ein, Gott werde es mit ihm wohl machen. Der Gedanke an den Tod drückte ihn nicht nieder; sondern er hielt denselben für einen zwar unangenehmen, doch nothwendigen Uebergang zu einem bessern Leben. Gern hörte Gutmann über die Unsterblichkeit der Seele, und von der Glückseligkeit guter Menschen nach dem Tode reden, und die veste Ueberzeugung hievon, minderte in seinem Herzen die Klagen über die unangenehmen Gefühle, die ihm die Krankheit verursachte.

Sehr gereichte es ihm zum Troste und zur Beruhigung, daß ihn seine Angehörigen so recht lieb hatten; doch war dieß sehr natürlich, denn Gutmann war stets ihr bester redlichster Freund gewesen. Wenn Gutmann seine wohlerzogenen Kinder um sein Bette versammelt sah, so machte ihn dieß nicht traurig und niedergeschlagen; sondern er freuete sich, daß er an

ihnen

ihnen seine Vaterpflichten so treu erfüllt hatte, und mit der Hoffnung, daß es seinen Kindern gut gehen würde, in die Zukunft blicken konnte. Oft ließ er sich von seinen Kindern folgendes Lied vorlesen, und suchte dadurch immer ruhiger zu werden.

Gott! immer groß an weiser Huld,
Du Geber meiner Freuden,
Behüte mich vor Ungeduld
Bei dieses Lebens Leiden!
Auch sie verhängst du über mich
Nach deiner Weisheit Schlüssen;
Sie werden mir, trau' ich auf dich,
Zum Besten dienen müssen.

Ich raube mir durch Ungeduld
Selbst viele meiner Freuden;
Verkenne deine Vaterhuld,
Vermehre meine Leiden;
Vergeß oft des Berufes Pflicht,
Und quäl mich jeden Morgen
Beim Mangel froher Zuversicht
Mit immer neuen Sorgen.

Ein banges, unruhvolles Herz,
Unfähig sich zu fassen,
Wird sich dem Gram, dem kleinsten Schmerz,
Ganz trostlos überlassen;

Bekämpfet seinen Kummer nie;
Wünscht zwar, ihn zu vermindern,
Und sucht, doch ohne Fleiß und Müh,
Umsonst ihn zu verhindern.

Du, Vater, weißt was mir gebricht,
Du kennest meine Leiden.
Wie leicht verwandeln sie sich nicht,
Wenn du es willst, in Freuden.
Die Last, die du mir auferlegt,
Kann mich nicht unterdrücken,
Wenn sie mein Herz nur willig trägt,
Wirst du mich bald beglücken.

Gott, deine Hülfe ist nicht fern,
Wenn man sich ganz dir weihet;
Du rettest, tröstest, segnest gern
Den, der sich ihrer freuet.
O laß mein dir ergebnes Herz
Auf diese Hülfe sehen;
So werd' ich auch beim größten Schmerz
Durch dich, mein Gott, bestehen.

54.

## Der Ungeduldige.

Klaus verfiel nach einem unordentlichen Leben in eine bösartige Krankheit. Er nahm zwar einen guten Arzt an, der sein Möglichstes, ihn zu retten, that; doch konnten die besten Arzneien, bei seinem Unmuthe, und laut sich äußernder Unzufriedenheit, nicht anschlagen. Oft brach er in laute Klagen aus, und murrete gegen Gott, der ihn so quäle; da er sich doch sein Uebel, durch seine schlechte Lebensart, selber zugezogen hatte. Er warf sich im Bette umher, konnte nicht ruhen, und quälte die Seinigen so sehr, daß sie bald alle Lust verloren, ihn zu warten. Die Zuredungen von den Seinigen und dem Prediger waren fruchtlos; er pflegte öfterer zu ihnen zu sagen: Ihr seyd alle leidige Tröster; könnt ihr mir sonst nicht helfen, so sparet eure Mühe. Nachgedacht hatte Klaus in gesunden Tagen nicht, und dachte er jetzt nach: so wurde er über sein schlechtes Leben noch unzufriedener und trauriger. Seine schlecht erzogenen Kinder machten ihm während seiner Krankheit oft vielen Verdruß; er mochte sie nicht leiden, und entfernte sie gern von sich. Die Religion, die er im Stande der Gesundheit nicht achtete gab ihm auch bei seiner Krankheit keinen Trost. —

Mit Furcht dachte er an seinen Tod, der ihm jetzt unvermeidlich schien; denn er sah keiner glücklichen Zukunft entgegen. Aus Ueberdruß des Lebens, weil er viel litt, wünschte er sich oft den Tod, den er so gern vermeiden wollte. Sein wachsender Unmuth endigte sich in Verzweifelung; die Kräfte seines Körpers nahmen sichtbar ab, und er starb unter dem heftigsten Kampfe.

---

55.

## Wie verhielt sich Christian beim Fieber?

Christian hatte durch unordentliches Leben das Fieber bekommen, und wollte selbst damals, als sich die traurigen Folgen seiner Ausschweifungen schon zeigten, doch von seiner schlechten Lebensart nicht ablassen. Er lebte wie es ihm gefiel; trank Brantwein, Wein, Bier, Kaffee und was ihm schmeckte, und wollte es lieber darauf hinwagen, als seine Neigungen besiegen. Auch aß er, ohne Unterschied, was ihm diente oder nicht diente, was er haben konnte, und war sein guter Tag: so dachte er an sein Fieber nicht. — Durch dieß Verfahren wurde seine Gesundheit immer mehr zerrüttet. Aus dem Fieber wurde eine hitzige Krankheit, die ihm nach vier

vier Wochen das Leben nahm. Hätte er sich bei dem Fieber geschont, und ordentliche Arzneien von einem geschickten Arzte eingenommen: so hätte er noch lange leben, und sein voriges schlechtes Leben, durch desto bessern Gebrauch desselben, veredlen können. —

## 56.

## Was trank Sophie, da sie das hitzige Fieber hatte?

Sophie hatte ein hitziges Fieber, und würde sehr oft vom heftigsten Durste gequält. Sie hatte von ihrem Lehrer in der Schule gehört; daß in Krankheiten beim Durste nichts erquickender und gesunder als reines kaltes Wasser sey. Bier errege noch mehr Durst und Hitze, und labe den Kranken nicht halb so gut als Wasser. Nach dieser Belehrung richtete sie sich. Sie bat daher ihre Wärterin, ihr ein gutes Glas Wasser zu holen, es einige Zeit auf den Tisch zu setzen, damit es die erste Kälte verlöre; doch durfte es nie in den Ofen gesetzt oder mit warmem Wasser vermischt werden, weil sich dadurch das Labende und Erquickende des Wassers verliert. Konnte Sophie es haben: so ließ sie sich zu dem

Wasser etwas Zitronensaft, und fehlte dieser, ein wenig Eßig gießen. Zur Abwechslung nahm sie auch wol ein Stück geröstetes Brod in das Wasser, welches ihr auch gut zu bekommen pflegte. Wein, Bier und Kaffee ließ sie in ihrer Krankheit gänzlich weg; weil sie sich diese Dinge lieber versagen, als ihre Krankheit dadurch vermehren wollte. —

---

## 57.

## Vom Fasten beim Fieber und andern Krankheiten.

Wer's Fieber hat, dem dient nicht viel;
Wer mäßig lebt, setzt ihm bald Maaß und Ziel.

Heinrich hielt in gesunden Tagen nicht viel vom Fasten; denn er glaubte, daß Speise und Trank uns deswegen von Gott gegeben wären, damit wir sie vernünftig genießen sollten. Hunger zu leiden, wenn es nicht nöthig sey, und sich dadurch die Freuden des Lebens zu vermindern, meinte er, könne Gott nicht gefallen. Er aß und trank daher mäßig, und dieß bekam ihm, weil er täglich arbeitete, sehr wohl.

Da aber sein ältester Sohn Jakob das Fieber bekam, sprach er so zu ihm: „Wahrscheinlich hast du dir, lieber Jakob, eine Zeitlang das Essen zu gut schmecken lassen; denn es schmeckte dir gar zu schön. Dein Magen und deine Eingeweide sind dadurch in Unordnung gerathen, haben Fiebermaterie zubereitet; und wir müssen daher darauf bedacht seyn, sie wegzuschaffen.

Morgen will ich mit dir, da dein guter Tag ist, zum Arzte der nahen Stadt gehen, und will dir Arzneien verschreiben lassen. Im voraus rathe ich dir aber zu hungern, wenigstens nichts anders zu essen, als was ich dir geben werde. Versprich mir also nichts heimlich zu essen, und von solchen Leuten nichts anzunehmen, die Kindern einen Gefallen zu thun glauben, wenn sie ihnen, gegen den Willen der Aeltern, etwas heimlich, und undienliche Sachen zustecken. —

Jakob. Dieß verspreche ich euch gern, lieber Vater, und will es auch halten; denn ihr thut dieses ja zu meinem Besten. Soll ich aber gar nichts essen, wenn ich hungrig werde?

Heinrich. So viel man kann, ist das Hungern beim Fieber das Beste; desto eher wird man es wieder los, und Hungers stirbt man so leicht nicht. Auch können im leeren Körper die Arzneien desto besser wirken. Was du, so lange du das Fieber hast,

 gar

gar nicht essen sollst und darfst, ist: Fleisch und Fleischsuppen, Butter, Käse, Schmalz, Eier oder Pfannkuchen, Klümpe, und frisches Brod. — Buttermilch aber, und saure Milch, Pflaumen, Zwetschen, Aepfel, Weintrauben und gekochtes Obst, und dazu ein Stückchen Brod das gahr ausgebacken ist, sollst du, wenn du hungrig bist, haben; doch will ich dir von diesen Sachen selber geben, damit ich sehe, daß es gut ist, was du genießest.

Jakob gebrauchte die Arzneien, die ihm ein verständiger Arzt verordnet hatte; hielt sich auch nach der Belehrung und dem Rathe seines Vaters, als ein gehorsames und folgsames Kind. In kurzer Zeit war er sein Fieber los. Nun vermehrte sich täglich seine Lust zum Essen; er bat daher seinen Vater oft dringend, ihm recht viel zu geben; denn es hungere ihn ja gar zu sehr. Der Vater sprach jetzt so zu ihm: Zu unserer Freude bist du dein Fieber los, lieber Jakob; möchtest du es wol wieder haben.

Jakob. Ach nein! das böse Fieber!

Vater. Nun, so mußt du auch noch eine Zeitlang recht mäßig leben. Ueberwindung wird dir die Mäßigung deiner Eßlust freilich kosten; doch ist es besser, du zwingst dich jetzt, als daß du das Fieber noch einmal, und vielleicht schlimmerer wiederbekömst. Bist du erst recht wieder gesund, dann

sollst du gern deinen Theil von unserm Essen erhalten.

Jakob ließ sich rathen, und nahm nichts an, wenn ihm seine mitleidigen Brüder und Schwestern, wenn er über großen Hunger klagte, etwas zustecken wollten. — Er wurde bald ganz gesund, und freuete sich nun über seine Folgsamkeit.

---

58.

## Das Räuchern ist bei frischer Luft in den Stuben unnöthig, ja sogar schädlich.

---

Gutmann hielt seine Wohn- und Krankenstube stets rein und ordentlich. Täglich sorgte er für frische Luft, durch aufmachen der Fenster, in derselben; machte auch täglich, wenn der Kranke im Bette lag und nicht schwitzte, Zugluft; damit sich die Dünste nicht sammeln, und die Luft verderben möchten; doch geschah dieses so, daß dem Kranken die Zugluft nicht traf. Vom Räuchern hielt Gutmann nichts, weil er aus eigener Erfahrung wußte, daß das Athmen durch das Einziehen des Rauches erschweret würde, und die Beängstigungen des Kranken dadurch zunähmen. Da einst an seinen Ort ein bösartiges Faulfieber kam, sprengte er oft seine Wohnstube und seine Kammer mit

mit Eßig ein, welches eine sehr gesunde Luft macht. Durch dieses Mittel, so wie durch andere Vorsichtigkeitsbeobachtungen blieb sein Haus davon befreiet. Das Aufgießen des Eßigs auf einen heißgemachten Stein oder Eisen, um damit zu räuchern, hielt er nicht so gut, wie das bloße Sprengen damit, weil der Dampf davon leicht zum Husten reitzet, und den Kranken beschwerlich wird. —

59.

## Michel nahm beim Fieber etwas zum Schwitzen ein.

Michel hatte schon einigemal das Fieber gehabt, und wollte es gern los seyn. Nach einem geschickten Arzte zu gehen, hielt er nach seiner Meinung für unnöthig, denn es sey ja nur ein Fieber, und das könne man ja leicht selber vertreiben. In seinem Dorfe wohnte ein Viehdoctor, dem klagte er seine Noth, und verlangte Hülfe von ihm. Dieser Viehdoctor gab Micheln ein starkes Schweißtreibendes Mittel ein, und versprach, daß er das Fieber dadurch vertreiben wolle. Michel freuete sich über dieß Versprechen, nahm das Schweißtreibende Mittel ein, und schwitzte sehr darnach. Den Tag darauf bekam er

er heftiges Kopfweh, legte sich zu Bette, und befand sich recht übel. Sein Uebelbefinden vermehrte sich schnell; er litt so sehr an einer brennenden Hitze, daß er kaselte. Der Prediger des Orts, den man, um ihn um Rath zu fragen, holen ließ, schickte sogleich zu einem geschickten Arzte. Als der Arzt Michels thörigtes Betragen, und die Krankheitsumstände desselben erfuhr, gab er wenig Hoffnung des Besserwerdens. Ohngeachtet aller Bemühungen des Arztes Micheln zu retten, begrub man ihn nach vierzehn Tagen. So geht es denen, die sich unverständigen Menschen anvertrauen, und ihre Gesundheit und ihr Leben aufs Spiel setzen. —

60.

## Ohne den Rath eines geschickten Arztes darf man beim Fieber nicht zur Ader lassen.

Hennig wollte sich, da er das Fieber hatte, zur Ader lassen; doch gieng er vorher zu seinem verständigen Freunde, dem Schulmeister, und fragte ihn um Rath, was er thun oder lassen sollte. Lieber Hennig, sprach dieser zu ihm: ich bin kein Doctor, und rathe daher in Dingen nicht, die ich nicht verstehe; doch habe ich in dem Gesundheitskatechismus gelesen,

daß es eine sehr gefährliche Sache sey, ohne Zurathen des Arztes beim Fieber zur Ader zu lassen. Thue es daher nicht; sondern fahre morgen mit Gelegenheit zur Stadt, sage dem Arzte dein ganzes Befinden: so bist du sicher, daß du dir selber kein Leid zufügest, und brauchst dir nachher keine Vorwürfe zu machen. Hennig befolgte den Rath des vernünftigen Schulmeisters; gieng zum Arzte, und fragte ihn; ob er wol zur Ader lassen könne, denn er wäre es willens gewesen. Der Arzt antwortete ihm: Es ist sehr gut, daß ihr erst zu mir gekommen seyd, ehe ihr es gethan habt; sonst würdet ihr euch dadurch eine sehr gefährliche und vielleicht unheilbare Krankheit zugezogen haben. Euer Blut würde in Fäulniß gerathen seyn, und an allen den Leiden, die für euch daraus gefolgt seyn würden, wäret ihr selber Schuld gewesen. Was ich euch jetzt verordne, gebraucht ordentlich; hütet euch vor jeder Quacksalberei, und komt, wenn diese Arzneien aus sind, wieder zu mir: so soll euch schon geholfen werden. Hennig that dieses; wurde sein Fieber los, und dankte dem Schulmeister nunmehr für seinen redlichen und guten Rath.

Wer sich rathen läßt, dem ist auch zu helfen.

61.

61.

## Schädlichkeit des gewöhnlichen Aderlassens.

Gottfried war sehr stark, und befand sich meistens gut; doch glaubte er, daß er zu viel Blut habe, und sich daher öfterer zur Aderlassen müsse. Er that dieses auch fast jedes Vierteljahr. Allmählig wurde sein Körper schwächer dadurch, und bekam ein altes Ansehen. Am Ende wurde sein ganzer Körper, sein Magen und seine Eingeweide so zerrüttet und verdorben, daß er die Wassersucht bekam.

Aderlassen, wenn es bei gesunden Menschen häufig geschiehet, bringt die Ausdünstungen des Körpers in Unordnung, und verursacht daher leicht Flüsse. Gewöhnlich werden solche Menschen am Ende engbrüstig, hypochondrisch, bekommen Krämpfe und Gliederreissen oder die Gicht. Die übelen Folgen der Aderlässe kommen nicht gleich. Manche scheinen sich im Anfange wohl darnach zu befinden; aber früher oder später zeigt es sich, daß es nicht taugt. Wahr ist es, daß der Mensch einige Tage nach dem Aderlassen die Menge des verlornen Blutes wieder hat; aber dieß neue Blut ist doch lange so gut nicht als das verlorne, welches durch öftern Umlauf im Körper schon durchgearbeitet war. Beim häufigen Aderlassen

lassen verschleimt am Ende das Blut, wird ungesund, und verdirbt den ganzen Körper des Menschen. Man sieht, daß Menschen, die sich oft zur Aderlassen, fett werden; doch ist dieß kein gesundes, sondern nur aufgedunsenes Fleisch. Das Fettwerden nach dem Aderlassen kömt daher, weil das Blut nicht mehr so stark und schnell im Körper umläuft, und mehrere Fetttheile ansetzt.

Sollte es noch Leute geben, die etwa glauben, daß der erste Aderlaß vom Tode errette, die irren sich sehr. So hätte man ja bei jedem jungen Menschen nichts weiter nöthig, als ihm zur Ader zu lassen, und er wäre gerettet. Doch lehrt die tägliche Erfahrung, daß es nicht so ist; sondern, daß sich mancher durch das Aderlassen, ohne Verordnung des Arztes, den Tod zuziehet. —

Es ist ein sehr unsinniger Gedanke, den man leider noch bei Vielen findet; wenn sie zu sagen pflegen: Nach dem Aderlassen sey den ersten Tag nüchtern, den zweiten Tag mäßig, den dritten Tag toll und voll: so bekömt der Aderlaß wohl.

---

62.

## Wie verminderte August die zu große Vollblütigkeit ohne Aderlassen?

August war sehr vollblütig. Dieß fühlte er, wenn er sich bückte. Ihm wurde das Neigen des Kopfes zur Erde sehr sauer, und beim öftern Herumdrehen seines Körpers überfiel ihn der Schwindel. Oft schwollen ihm bei der Arbeit, und jeder andern Bewegung, die Adern dick auf, und fühlte durch andere Unbequemlichkeiten die Menge seines Blutes. August konnte die schädlichen Folgen des Aderlassens, und wählte folgende Mittel das Uebermaaß seines Blutes zu verringern, und die zu große Anhäufung desselben zu verhindern. Er lebte mäßig, und machte zu seiner vorzüglichsten Nahrung, Gartengewächse, Obst und Brod. Fleisch aß er nur wenig, weil dasselbe viel Blut erzeugt. Er wählte von der Zeit an Wasser zu seinem Getränke, und trank ziemlich viel davon; weil durch dasselbe das Blut am besten verdünnet, abgekühlt und verbessert wird. Er arbeitete fleißig, und machte sich viel Bewegung in frischer Luft. Zuweilen fastete er auch wol des Abends, welches ihm sehr gut bekam. Seitdem August so lebte, wurde er recht gesund, und fühlte wenige Unbequemlichkeiten von zu vielem Blute.

Sir. 37, 30. Prüfe, was deinem Leibe gesund ist, und suche, was ihm ungesund ist; das gieb ihm nicht.

---

## 63.
## Es ist nicht gut, daß sich schwangere Frauen zur Ader lassen.

Marie hatte die übele Gewohnheit, daß sie sich während ihrer Schwangerschaft einigemal zur Ader ließ, auch alsdann wenn sie sich wohl befand, und ohne einen vernünftigen Arzt um Rath zu fragen. Sie entzog sich und ihrem Kinde einen sehr wichtigen Theil guter Nahrung, und schwächte sich und ihr Kind augenscheinlich dadurch. Sie hatte sehr schwere Geburten, die von ihrer selbst verursachten Schwäche herrührten. —

Ohne ausdrückliche Erlaubniß des Arztes dürfen schwangere Frauen nicht zur Ader lassen. Auch für sie sind Mäßigkeit im Essen und Trinken, eine vernünftige Lebensordnung, und Vermeidung heftiger Leidenschaften des Zorns, des Verdrusses u. s. w. die besten Mittel gesund zu bleiben. Glaubt eine schwangere Frau Hülfe nöthig zu haben: so ist es ihre

erste

erste und größte Pflicht, dieselbe bei einem geschickten Arzte zu suchen, und sich nach seiner Vorschrift zu richten. —

---

64.

## Nimm kein Brechmittel ohne Verordnung des Arztes.

Karl hatte sich den Magen verdorben. Seine Zunge war sehr mit Schleim und Unreinigkeit überzogen. Er fühlte heftige Kopfschmerzen, drücken im Magen, Uebelkeit, und befand sich übrigens gar nicht wohl. Dafür will ich bald Rath schaffen, dachte er; schickte nach der Apotheke, und ließ sich eine ziemliche Menge Brechpulver holen. Er nahm auf einmal doppelt so viel ein, als er hätte einnehmen sollen und müssen, denn er wußte das rechte Maaß nicht, und brach so stark, daß es ihm bald das Leben gekostet hätte. Als er ohnmächtig wurde, holte man einen Arzt, der durch andere Arzneimittel Karls traurigen Zustand linderte. Da Karl besser war, sagte der Arzt zu ihm: Es ist traurig, daß manche Menschen, die gar keine Kenntniß von Arzneien haben, sich oft selber helfen wollen, und nicht selten durch ganz verkehrte oder zu stark wirkende Mittel sich um Ge-

sundheit und Leben bringen. Es hätte wenig mehr bedurft, um ihrem Leben ein Ende zu machen. — Es ist wahrlich nicht gleichviel **was** und **wie viel** man einnimt. **Was und wie viel für den Zustand eines Kranken dienlich ist, kann nur ein Arzt beurtheilen.** — Ein Jeder hüte sich also sein eigener Arzt zu werden, wenn er seine Gesundheit und sein Leben lieb hat. Jede vermeidliche Zerstöhrung und Verkürzung seiner Gesundheit und seines Lebens ist **Selbstmord**. —

---

65.

## Durch welche Mittel kann man am leichtesten und ohne Gefahr Oeffnung des Leibes erhalten?

---

Adolph wurde oft von Verstopfungen, die ihm Kopfschmerzen, Bauchgrimmen und Beängstigungen verursachten, gequält. Er klagte dieß einem Arzte, welcher ihm rieth, viel gutes, saftiges Obst, so lange es frisch sey, zu essen; auch solle er sich öfterer getrocknetes Obst, vorzüglich Zwetschen kochen lassen, wodurch er sein Uebel sehr mindern könne. Adolph that es, und fand die meiste Zeit seinem Uebel dadurch abgeholfen.

Einst

Einst bekam er aber das Fieber, und litt noch mehr wie sonst an dem Uebel der Verstopfung. Der Arzt, den er gebrauchte, verordnete ihm Klistire zu nehmen, welche das beste und unschädlichste Mittel gegen Verstopfungen des Leibes wären. Zu den Klistiren solle er Stockrosen, ohngefähr zwei Hände voll nehmen, darauf ein halbes Maaß kochendes Wasser geben, dieß durch ein linnenes Tuch laufen lassen, damit nichts von den Blumen dazwischen bliebe; alsdann solle er einige Löffel voll Honig dazu thun, und es sich lauwarm beibringen lassen. So oft es nöthig sey, könne er dieß wiederholen. Dieß half Adolphen außerordentlich gut. Auch kann man sehr gute Klistire von Habergrütze und Leinsamen machen; man kocht dieses durch, läßt es durch ein Tuch laufen, und giebt es lauwarm dem Kranken.

---

66.

## Man muß nichts zum Abführen nehmen, wenn es nicht nöthig ist.

---

Ein Gespräch.

**Klaus.** Bald ist es Zeit, daß ich an das Einnehmen denke, denn ich pflege alle Vierteljahre, im ab-

nehmenden Monde, mit samt meinen Kindern etwas zum Laxiren zu nehmen.

Herrmann. Fehlt dir und deinen Kindern etwas?

Klaus. Krank bin ich nicht, wie du siehst; doch glaube ich, daß es gut ist, und die Gesundheit erhält.

Herrmann. Ich glaube gerade das Gegentheil, daß es den Körper, und folglich auch die Gesundheit schwächt, und dem Menschen am Ende seine Stärke und Festigkeit benimt. Wir wollen einmal sehen wer Recht hat. Sag mir deine Gründe.

Klaus. Ich habe es so gehört, und es thun das ja viele Leute.

Herrmann. Nicht alles, was man hört, ist wahr und recht; nicht alles, ja, sehr vieles, was andere Menschen thun, taugt etwas. Ehe man etwas nachmacht, muß man erst reiflich nachdenken, ob das, was man sieht und hört auch wirklich gut und nachahmenswerth ist, und muß den Rath kluger Leute hierüber hören; damit man sich und Andern nicht empfindlich schadet. Hast du weiter keine Gründe?

Klaus. Die Abführungsmittel reinigen doch den Magen und die Eingeweide; und daher kann es doch nicht schaden, wenn man etwas einnimt.

Herr-

Herrmann. Was du eben sagst, hat Schein für sich; ist der Mensch aber gesund: so scheiden sich die guten nährenden Theile der Nahrungsmittel sehr leicht von dem Unrathe im Magen und den Eingeweiden. Bei einem gesunden Menschen, der mäßig und ordentlich lebt, und gute Nahrungsmittel genießt, erzeugt sich nur wenig Schleim, und dieser wird bei gehöriger Stärke der Eingeweide von selbst weggeschaft. Nimt man aber oft Abführungen: so schwächt man seinen Magen und seine Eingeweide sehr; stöhrt die Wirkungen der Natur und ihre Kräfte dadurch; die Verdauung geschieht nun unordentlich, und man kann sehr leicht seine Gesundheit darüber verlieren.

Klaus. Für Kinder soll es aber sehr gut seyn, wenn man ihnen zuweilen eine Abführung eingiebt.

Herrmann. Für Kinder ist es noch schädlicher, als für erwachsene Menschen, wenn man sie oft und unnöthig mit Arzneien plagt. Die Theile ihres Körpers sind auch viel schwächer, als die der Erwachsenen, und können daher weit leichter angegriffen und zerstöhret werden. Unnöthiges Laxiren macht gesunde und starke Kinder schwach und kränklich; hemmt das Wachsthum ihres Leibes; macht sie für die Freuden dieses Lebens unempfänglich, und für ein arbeitsames Leben untauglich. — Klaus, sieh meine Jungen einmal an. Haben sie nicht dicke Köpfe und rechte rothe volle Backen? Sie essen und

trinken was ihnen gegeben wird; sie springen und laufen umher, und arbeiten, so wie ich's haben will. Sehr selten klagt einmal einer von ihnen; thut ers, so muß er einige Tage fasten; und wird denn ohne Arzneien wieder besser. Bekäme eins meiner Kinder eine ordentliche Krankheit: so versteht es sich von selbst, daß ich sogleich den besten Arzt gebrauchen würde.

Klaus. Es ist wol wahr; aber alle Kinder sind auch nicht wie die Deinigen.

Herrmann. Was fehlt denn den Deinen? Haben sie nicht ihre gesunden Glieder; sind sie von Natur schwächlich und kränklich?

Klaus. Gottlob nicht! Ihnen fehlt jetzt zwar nichts, doch sehen sie blaß aus, und es ist kein rechtes Leben in ihnen; oft haben sie Ausschlag auf den Köpfen, Beulen am Halse, und mehrere dergleichen Uebel.

Herrmann. Das sind die Früchte schlechter Haltung und Wartung der Kinder; indem es ihnen entweder an gehöriger Reinigung fehlt, oder wenn man ihnen über die Maaße, zu vieles Essen, zu schwere und zu fette Speisen giebt. — Glaub ja nicht, daß du diese Uebel durch häufiges Laxiren fortschaffen kannst. Vernünftige Behandlung der Kinder, Mäßigkeit im Essen und Trinken, das sind die wahren Mittel Kinder gesund und glücklich zu machen. Was giebst du denn deinen Kindern ein?

Klaus.

Klaus. Jährlich kömt ein Arzneikrämer hierdurch, von dem kaufe ich, so viel ich für's ganze Jahr nöthig habe. Seine Purganzen sind gut; denn sie wirken stark.

Herrmann. Sie mögen ja gut seyn! Wie ist es möglich, Klaus, von solchem Landstreicher Arzneien zu kaufen, sie selber einzunehmen, und sie seinen Kindern zu geben? Ich nähme keine Arzneien von ihm, und wenn er mir Geld zugeben wollte. Nein! Mein Leben und das Leben meiner lieben Kinder ist mir viel zu kostbar. —

Klaus. Wahr ist es wol, was du sagst; ich will auch, da ich eben darüber nachdenke, nichts wieder von dem Menschen kaufen. Aber meine Kinder sind nun einmal das Einnehmen gewohnt; wie mache ich das?

Herrmann. Höre nur, auf ihnen Laxirmittel zu geben, es wird ihnen recht gut bekommen. Laß sie mäßig essen, trinken und schlafen; außer der Schulzeit nach ihren Kräften arbeiten, und sie zur Erholung in frischer Luft spielen: so werden sie schon wieder aufleben. Hältst du deine Kinder reinlich, lässest du ihnen auf dem Kopfe die Haare abschneiden, und sie ohne Mützen gehen: so werden sie sehr wenig Ungeziefer bekommen, der Ausschlag wird aufhören, und dann sind die Abführungen völlig unnöthig. Du sagtest im Anfange unseres Gespräches etwas vom abnehmenden Monde, wie war das?

Klaus. Ich sagte, daß es im abnehmenden Monde gut sey zu laxiren; auch sich zur Ader und schröpfen zu lassen.

Herrmann. Wer sagt das?

Klaus. Es steht ja in den Kalendern. Hast du es nicht gelesen.

Herrmann. Jetzt erinnere ich mich es in den alten Kalendern gefunden zu haben; doch habe ich, weil ich es für thöricht hielt, nie recht Acht darauf gegeben. Ich kann es nicht glauben, daß der Mond Einfluß auf unser Laxiren und Blutlassen haben kann. Die Abführungen wirken so gut, und das Blut fließt aus der geöffneten Ader sowohl beim zu- als abnehmenden Monde. Dieß sind noch Ueberbleibsel von dem Aberglauben der alten Zeiten, in denen man aus dem Laufe der Sterne, und aus der Stellung der Himmelskörper weissagte. Es steht auch in den alten Kalendern, was wir für Witterung haben werden; doch trift es gewöhnlich nicht ein, und Mancher fand sich betrogen, der sich darnach richtete. In neuen und guten Kalendern hat man alle dergleichen sehr vernünftig weggelassen.

---

## 67.
## Spanische Fliegen oder Blasenpflaster, vom Arzte verordnet, sind eine sehr nützliche Sache.

Kathrine bekam heftige Zahnschmerzen, nachdem sie vorher Ziehen in den Gliedern gefühlt hatte; sie fragte einen Arzt wie sie sich hiebei verhalten solle; denn ihre Schmerzen waren sehr empfindlich. Der Arzt rieth ihr, Blasenpflaster hinter die Ohren zu legen. So bald diese Blasen gezogen, wurden ihre Schmerzen merklich geringer, und hörten bald ganz auf.

August hatte einen Fluß am Kopfe; es sausete ihm vor den Ohren als wenn ein starker Wind wehe, und konnte dabei fast nichts hören. Auf Verordnung des Arztes ließ er sich ein spanisches Fliegenpflaster auf den Rücken legen. Nachdem es Blasen gezogen, minderte sich das Uebel, bis es sich in einigen Tagen ganz verlor.

Heinrich hatte triefende Augen. Nachdem ihm der Arzt ein Blasenpflaster hinter die Ohren legen lassen, besserten sich seine Augen und wurden gesund.

Doch rathe ich Keinem, sich, ohne einen Arzt darum befragt zu haben, Blasenpflaster nach eigenem

nem Gutdünken zu legen; weil er sich dadurch sehr großen Schaden und Nachtheil an seiner Gesundheit zuziehen könnte. Auch die besten Arzneimittel können in den Händen Unwissender Schaden anrichten. —

---

68.

## Wie verhält man sich beim Blasenpflaster?

Christian wollte sich nach der Verordnung des Arztes Blasenpflaster legen, weil er vom heftigen Hüftweh gequält wurde. Dieß machte er so. Er wusch die Stelle, wo es liegen sollte, ein wenig mit Eßig; trocknete sie wieder ab; legte nun das Pflaster darauf, und ließ es so lange liegen, bis es eine große Blase gezogen hatte. Nachdem dieses geschehen, ließ er dasselbe abziehen, öffnete die Blase mit einer Scheere, und trocknete das Wasser, welches das Pflaster gezogen hatte, mit einem reinen linnenen Tuche ab. Hierauf ließ er Basiliken Salbe, auf einen reinen linnenen Lappen geschmiert, darauf legen; welches so lange fortgesetzt wurde bis die Wunde heil war. In Ermangelung dieser Salbe, kann man öfterer einen mit reinem kalten Wasser angefeuchteten

ten linnenen Lappen auflegen, wornach die Wunde auch heilet.

Hat man kein Blasenpflaster, so kann man Senf zerstoßen, ihn mit gutem Sauerteig vermischen; die Stelle, wo das Pflaster davon liegen soll, ein wenig mit Eßig waschen: so wird es auch Blasen ziehen.

---

69.

## Was that Christian als er sich ein Loch ins Bein gehauen hatte?

Christian hatte sich aus Unvorsichtigkeit ein Loch ins Bein gehauen; doch war die Wunde nicht sehr tief; auch waren keine große Adern und Sehnen verletzt. Da er wußte, daß die gehauene Wunde rein war, und keine Splittern, noch Staub vom Beile, und Fasern vom Zeuge hineingekommen waren, band er sie, nachdem er zu Haus gegangen, mit einem Stück reinem Linnen, ohne vorher das Blut abzuwaschen, vest zusammen; hielt sich einige Tage ruhig, damit sich die Oeffnung, durch heftige Bewegung, oder dem Daranstoßen, nicht wieder trennte. Da er gesunde Säfte hatte, gelang ihm dieser Verband sehr gut; denn in einigen Tagen fühlte er wenig mehr davon, und in kurzer Zeit war sein Bein,

da

da er sich vor jeder Erhitzung der Wunde hütete, glücklich geheilt.

Ist man nicht versichert, daß Wunden ganz rein von Splittern oder von Fasern der Strümpfe oder des Zeuges sind; so thut man wohl, sie vor dem Verbinden, mit einem in reines kaltes Wasser getauchten Schwamme zu reinigen.

(Was ich hier von dem Selbstkuriren bekommener Wunden sagte, bezieht sich auf sehr leichte und geringe Verletzungen. Sind die Wunden beträchtlich, so ist es die größte Pflicht sogleich zu einem geschickten Wundarzte seine Zuflucht zu nehmen; damit man sich durch deren Vernachlässigung keinen empfindlichen Schaden zuziehet. —)

70.

## Ein jeder hüte sich vor Pflaster und Salben bei der Rose oder dem Rothlaufe.

Adolph bekam einst die Rose, oder den Rothlauf an das Bein. Die Haut desselben war gespannt, rauh und roth, und Adolph litt heftige Schmerzen daran. Drückte man mit dem Finger auf die Geschwulst,

schwulst, so war die Röthe weg; doch kam sie gleich wieder, wenn man den Finger davon hielt. Da Adolph vor Schmerzen nicht schlafen konnte, legte er eine fette Salbe darauf, die er vor einiger Zeit von einem herumziehenden Marktschreier gekauft hatte. Ueber diese Salbe legte er ein Pflaster, das er nicht kannte, und das, wie sich nachher zeigte, Zugpflaster war. Es zog sich ein sehr großes Geschwür zusammen, das sehr bösartig wurde. Adolph nahm nun einen geschickten Wundarzt an, der viele Mühe hatte, das Geschwür ordentlich zu heilen.

71.

## Heinrich quetschte sich einige Zehe am Fuße.

Heinrich war beim Abladen einiger Bäume, die er aus dem Holze geholt hatte, unvorsichtig; warf sich einen derselben auf den Fuß: so daß ihm einige Zehe gequetscht wurden. Außerordentlich heftig war sein Schmerz. Man lief, nachdem man ihn ins Haus getragen hatte, zum Feldscherer, um ihn zur Hülfe zu rufen. Nachdem dieser die Zehe untersucht, und die Knochen noch heil gefunden hatte, nahm er halb Weineßig und halb Wasser, goß es auf einen linnenen Lappen, und schlug es kalt um die gequetschten

ten Zehe. Nachdem er dieß einige Zeit wiederholt hatte, sagte er den Leuten im Hause; daß sie von dieser Mischung des Eßigs und des Wassers so oft umschlagen sollten, als die Zehe den Umschlag warm gemacht hätten. So groß auch Heinrichs Schmerzen im Anfange waren: so verschaften ihm diese kühlenden Umschläge sehr große Linderung, und nach einiger Zeit verzog sich das geronnene Blut wieder.

Konrad quetschte sich einen Finger, gebrauchte dasselbe Mittel, und heilte seinen Finger bald und gut.

Man muß sich hüten die Quetschung und die dadurch entstandene Blutbeule aufzuschneiden; weil sich der Schmerz sowol, als das Uebel sehr darnach vermehrt.

---

72.

## Wie heilte Margarethe ihren verbrannten Fuß?

Margarethe hatte sich aus Unvorsichtigkeit kochendes Wasser auf den Fuß gegossen, und litt sehr große Schmerzen daran. Sogleich ließ sie Eßig und Wasser zusammengießen, und legte kalte Umschläge davon auf ihren Fuß. Standhaft erduldete sie die heftigsten Schmerzen, und setzte dieß gute Mittel

alle

alle viertel Stunde fort, bis sie einige Linderung spürte, und heilte durch anhaltenden Gebrauch ihren Schaden glücklich damit.

Christine verbrannte sich die Hand und den Arm mit heißem Wasser; versuchte obiges Mittel des Eßigs und Wassers auch; doch konnte sie dasselbe, weil es für sie zu reitzend war, nicht vertragen. Sie nahm daher Milch, schlug sie mit reinen linnenen Lappen darum, und spürte Linderung darnach. Darauf ließ sie sich eine Salbe, die aus zwei Löffeln frischem Baumöl, und dem Weißen von einem Eie bestand, wohl durch einander gemengt, bereiten, legte sie darauf und heilte sich damit.

Auch lindern Kartoffeln, wenn sie roh klein gerieben werden, so daß der Saft darin bleibt, auf Brandschaden gelegt, außerordentlich die Hitze. So bald das auf den Schaden gelegte warm wird, muß etwas frisches genommen werden. Man fährt so lange damit fort, bis die Hitze vom Brande völlig ausgezogen ist.

Ist der Brand sehr gefährlich: so muß man, wie bei jedem andern beträchtlichen äußern Schaden seine Zuflucht zum Wundarzte nehmen.

# Von allgemein, und örtlich herrschenden, und eigenthümlichen oder einzeln vorfallenden Krankheiten.

## 73.

### Vorbauungsmittel gegen Krankheiten zu gebrauchen ist nicht gut.

In H. wurden sehr viele Leute krank. Sie bekamen zuerst Schwindel, nachher Hitze und große Angst; sie mußten sich hinlegen, und lagen ziemlich lange. Der Schulze des Ortes war ein starker und gesunder Mann, der, so lange er gesund war, von dem Einnehmen der Arzneien nichts hielt. Oft hatte er sich mit einem Arzte, wie er sich klüglich bei Krankheiten verhalten könne, unterredet; und war daher auch im Stande, sowohl für sein eigenes als Anderer Wohl zu sorgen, welches er auch sehr gern that. Er nahm, da diese Krankheit an seinen Ort kam, weder etwas zum Brechen noch zum Laxiren, noch zum Schwitzen ein; ließ sich auch nicht zur Ader; weil er wußte, daß alle dergleichen den Körper schwäche, und dadurch die Krankheit viel leichter den Menschen ergreifen könne. Er rieth auch einem

Jeden, so lange er gesund sey, nichts einzunehmen, und duldete zu keiner Zeit Hausirer mit Arzneien in seinem Dorfe. —

Er lebte mäßig, aß und trank gesunde und nahrhafte Speisen und Getränke; hielt sehr viel auf Reinlichkeit, und arbeitete treu und redlich nach wie vor; doch nahm er sich sehr sorgfältig vor dem Erhitzen und dem leicht darauf erfolgenden Erkälten in Acht. Nie gieng er zu Kranken, bei denen seine Gegenwart unnöthig war; denn er hielt es für Pflicht, die Erhaltung der Gesundheit der Neugierde vorzuziehen. Oft sagte er zu den Seinigen: Keiner von euch gehe in Häuser, wo Leute krank liegen; denn ihr habt da nichts zu thun. Dem Kranken kann euer Besuch nichts helfen; aber euch kann er sehr schaden, indem ihr die Krankheit desselben daher holen könnt.

Bei solchem verständigen Betragen blieb der Schulze in H. meistens von den Krankheiten, die im Orte waren, frei.

---

## 74.
## Andreas machte es nicht so wie der Schulze im vorhergehenden Stücke.

So bald Andreas von in der Nähe seyenden Krankheiten hörte, nahm er sehr stark wirkende Arz-

 neien

neien ein; wollte seinen Körper dadurch reinigen, und glaubte nun die Krankheit vermeiden zu können. Einst kam an seinen Ort eine Krankheit, an der Viele litten, und weil sie im Anfange Quacksalbereien und unrechte Mittel gebrauchten, sehr lange leiden mußten. Andreas nahm, wie er dieß sah, sogleich ein Laxirmittel, das er von einem Schachtelkrämer gekauft hatte, ein. Den zweiten Tag nachher ließ er sich aus der Ader. Nun glaubte er allen Leiden entsprungen zu seyn, aß und trank, was ihm beliebte; gieng auch, ohne es nöthig zu haben, zu solchen, die die Krankheit hatten.

Einige Tage nachher mußte er sich hinlegen, weil er von der Krankheit ergriffen wurde, und litt sehr viel. Auf Veranstaltung des Predigers wurde ein Arzt an diesen Ort gerufen, der die besten Mittel zum Besserwerden verordnete.

Nur Einige starben von den vielen Kranken, die durch unrechte Mittel die Krankheit bösartig gemacht hatten.

Vorzüglich verbot der Arzt bei dieser Krankheit das Aderlassen. Andreas hatte es ohne Vorwissen des Arztes schon gethan; hatte seinen Körper unnöthigerweise dadurch geschwächt, und die Krankheit sehr dadurch verschlimmert. Ohngeachtet aller angewandten Mühe des Arztes, starb Andreas an den Folgen der Vorbauungsmittel, die er unrichtig gewählt hatte. —

So lange die Menschen gesund sind, müssen sie keine Arzneien einnehmen; kommen Krankheiten, die sie befürchten: so thun sie sehr wohl einen geschickten Arzt um Verhaltungsregeln dagegen zu bitten, und werden sie davon befallen, sogleich vom Arzte verordnete Arzneien einzunehmen.

Wie Mancher hat sich schon durch verkehrt angewandte Mittel den Tod zugezogen!

---

75.

## Magentropfen können oft sehr schädlich werden.

Kunz lebte von dem Vermögen, das er von seinen Aeltern geerbt hatte; that den ganzen Tag nichts, als daß er schlief, aß und trank, und wenn es ihm beliebte, in Gesellschaft gieng. Seine größten Freuden bestanden in dem Genusse guter leckerer Speisen und Getränke; die er denn auch in solchem Uebermaaße zu sich nahm, daß er oft einige Tage nachher heftige Kopf- und Leibschmerzen aushalten mußte. Litt er, so war ihm sein übermäßiger Genuß leid; doch kaum waren die übelen Folgen seiner Völlerei verschwunden: so dachte er nicht mehr an die Vorzeit; sondern genoß so viel ihm beliebte. Allmählig wurden sein Magen und seine Eingeweide schwach,

und er mußte nun häufig an Koliken und Leibschmerzen leiden. Ein Freund rieth ihm Magentropfen zu nehmen, die den Leib erwärmten und stärkten. Kunzen kam dieser Rath sehr gelegen. Er ließ sich auf der Apotheke von vielen Gewürzen wohlschmeckende Magentropfen bereiten. Der Wohlgeschmack reitzte ihn des Morgens einigemal davon zu nehmen; auch nahm er nach jedem Essen ein Gläschen. Durch das häufige Nehmen der Magentropfen wuchs seine Neigung zu starken Getränken, und in einem Jahre war er schon ein Säufer, der des hitzigen Getränkes nicht genug zu sich nehmen konnte. Nichts ist gefährlicher, als sich an heiße und hitzige Getränke zu gewöhnen. Die Geschichten der Säufer lehren, daß der Anfang ihrer Völlerei sehr gering war, und allenfalls in dem täglichen Nehmen eines Schnapses bestand. Doch nährt sich dieser Trieb je mehr und mehr, wenn man demselben nachgiebt: so daß am Ende Vernunft und Religion, Liebe zu sich und zu den Seinigen schweigen, wenn die Neigung zum Trunke reitzet. — Wie sehr beweisen dieß die Beispiele so mancher Trunkenbolde!

## 76.
## Ein betrunkener Mann gewährt einen widrigen Anblick, doch noch mehr ein betrunkenes Weib.

Adelheit hatte sich durch Uebermaaß warmer Getränke, des Thees und Kaffees, die sie ganz heiß trank, weil sie sagte: sie könne sonst nicht fühlen, wo sie hinkämen, den Magen und die Eingeweide sehr geschwächt und verdorben. Der geringste Genuß harter Speisen, und wie sie sagte, kaltes Wasser verursachten ihr heftige Leibschmerzen. Ein vernünftiger Arzt rieth ihr, nicht mehr so heiß zu trinken; Suppen und Speisen vor dem Genusse erst kalt werden zu lassen; sich allmählig ans kalte Wasser zu gewöhnen; so würde sich mit der Zeit ihr selbst verschuldetes Uebel geben.

Sie verachtete diesen guten Rath, und wer ihr vom Wassertrinken sagte, dem trauete sie nicht recht. Einst kam ein Quacksalber in ihr Haus; sie faßte Zutrauen zu ihm, klagte ihm ihre Noth, und bat ihn um Magenstärkende Mittel. Dieser Mensch gab ihr einige Gläser voll Magentropfen um einen ziemlich hohen Preis. Von diesen sollte sie alle Morgen und Abende eine gewisse Anzahl zu einem halben

Gläschen Brantwein gießen, und es nehmen; so würde dieß ihren Magen schon erwärmen und stärken. Sie that es. In kurzer Zeit fand sie einen Wohlgeschmack daran; nahm täglich mehreremale davon, und gewöhnte sich sehr bald an den Brantwein. Das Geld, das sie von ihrem Manne zur Führung ihrer Haushaltung erhielt, gab sie nunmehr für Brantwein aus; und da dieß nicht mehr reichte, suchte sie ihrem Manne, so viel sie konnte, heimlich Geld zu entwenden. Die Ordnung und die Reinlichkeit nahmen in ihrem Hause sichtbar ab. Ihre Kinder versäumte sie gänzlich, und der Brantwein minderte in ihrem Herzen sehr bald das Gefühl der Liebe gegen dieselben. — Wie herzlich bat sie ihr Mann oftmals sich dieß Laster abzugewöhnen; weil sie ihn und die Ihrigen zu einem so hohen Grade des Unglücks brächte; doch war ihre böse Gewohnheit schon zur andern Natur geworden, und sie glaubte, das Trinken nicht mehr lassen zu können. Sehr vermehrte sich bei ihr die Neigung zum Brantwein; sie trank oftmals so viel, daß sie betrunken wurde. In diesem Zustande zankte sie mit ihrem Manne, mit den Kindern und dem Gesinde. Oft machte sie sich durch alberne Gespräche und Handlungen lächerlich: so daß im Hause keiner die geringste Achtung mehr für sie hatte.

Ihr Mann grämte sich sehr, und beklagte sein bejammernswerthes Schicksal; die Kinder wurden

sehr schlecht, und machten dem Vater vieles Herzeleid. Einst gieng diese Trinkerin mit in eine Gesellschaft; betrank sich zu ihrer und ihres Mannes Schande so sehr, daß man sie zu Hause tragen mußte. Ihr Mann ärgerte und grämte sich über diesen Vorfall so sehr, daß er bald nachher starb. Die Kinder kamen in Waisenhäuser, und Adelheit wurde bei einem strengen Manne in die Kost gedungen; doch läßt sie auch da das Trinken nicht, wenn sich Gelegenheit dazu findet. —

## 77.

## Sievers und Hartung; zwei vernünftige Handwerksleute.

Sievers hatte das Schneider- und Hartung das Schusterhandwerk zu seiner Ernährung gewählt. Sie waren recht fleißig, und erwarben sich reichlich ihren Unterhalt. Da sie Nachbaren waren, kamen sie in Feierstunden oft zusammen, und besprachen sich unter einander. Eines Abends fiel ihr Gespräch auf ihre sitzende Lebensart und auf das Ungesunde, was sie ohnfehlbar mit sich führe. Anstatt unnütze Klagen darüber zu führen, dachten sie auf Mittel, diese Unbequemlichkeiten wegzuschaffen, und ihr Leben zu ver-

verlängern und froher zu machen. Sie kamen darin überein, daß ein den ganzen übrigen Tag fleißiger Mann, wol eine Stunde gegen den Abend zur Erholung und Erhaltung seiner Gesundheit anwenden könne; und beschlossen daher täglich eine Stunde umher zu gehen. Von der Zeit an riefen sie sich einander ab, und gingen zusammen aus. Es ward unter ihnen zum Gesetze gemacht, nur eine Stunde auszubleiben, und sich von keinem bereden zu lassen in Wirthshäuser zu gehen, und da ganze Abende sitzen zu bleiben. Den Sonntag, wenn sie aus der Kirche kamen, nahmen sie weitere Wege vor, um ihre Körper noch mehr zu bewegen. Diese beiden vernünftigen Männer sah man nie ganze Abende in den Wirthshäusern sitzen, und den Verdienst der ganzen Woche verzehren; sondern wollten sie sich einmal mehr als gewöhnlich zu gute thun: so ließen sie die Ihrigen Theil daran nehmen. — Sie versäumten, weil sie stets fleißig waren, durch ihre tägliche Bewegung nichts, und waren bei ordentlicher Wirthschaft und Haushaltung, wohlhabender, gesunder und froher, als viele ihrer Mitmeister.

78.

## Vernünftige Aeltern sorgen für das künftige Wohl ihrer Kinder.

Heinrich und Elise waren wohlhabend, und erzogen ihre Kinder recht gut. Weit waren sie davon entfernt, beständiges Stillsitzen der Kinder für Artigkeit zu halten. Waren die Kinder täglich einige Stunden in der Schule fleißig gewesen: so erlaubten sie ihnen gern ihre jugendliche Spiele in freier Luft zu spielen, und freueten sich über ihre große Munterkeit dabei. Gern sah Heinrich das Frohseyn seiner Kinder, und hatte durch eigene Erfahrung und Nachdenken eingesehen; daß man durch vernünftige Gewohnheit und Haltung der Kinder sehr vieles zu ihrer Gesundheit, und nachherigen frohen Gemüthslage beitragen könne. Hemt man, so dachte er, des Kindes unschuldige Freuden nicht: so wird es empfänglicher für die Freuden des Lebens; unterdrückt man aber durch beständiges Erinnern, Verbieten und Verweisen seine natürliche Fröhlichkeit: so wird es leicht tückisch, eigensinnig, menschenfeindlich und unempfindlich. — Ehe seine Kinder 12 Jahr alt waren, strengte er sie durch Sitzen und Lernen nicht zu sehr an; damit ihre Körper die gehörige Stärke und Wachsthum erhielten.

Oft

Oft verschafte Heinrich seinen Kindern Gelegenheit die mannigfaltigen Geschäfte und Arbeiten nützlicher Menschen zu sehen und zu beobachten; und ließ ihnen ihren freien Willen, das Geschäft zu wählen, wozu sie die meiste Neigung fühlten; weil er glaubte, daß Lust und Liebe zu seiner Beschäftigung, die Beschwerden derselben sehr erleichtere und angenehmer mache. Man muß nicht glauben, daß Heinrich seine Kinder gar nicht nützlich beschäftigte; er ließ sie außer der Schulzeit manche leichte und für sie passende Geschäfte im Garten, und im Hause verrichten. Oft sprach er am Abend zu seinem Vergnügen mit ihnen; fragte sie, was sie in der Schule gelernt hätten; erzählte ihnen manches Nützliche, und klärte dadurch ihren Verstand auf. Leicht wurde seinen Kindern das Lernen; denn sie fanden bei einem solchen Betragen Vergnügen daran; weil ihnen gute Lehren nicht im bittern Tone gesagt, und eingebläuet wurden. Auch war ihnen das Lernen durch Uebermaaß in der Jugend nicht zum Ekel gemacht. —

Wenn Kinder durch zu strenges Anhalten in der Jugend zum Vielwissen getrieben werden: so werden sie in spätern Jahren nicht selten den Pflanzen in Treibhäusern ähnlich, die so leicht, wenn sie sich selbst überlassen werden, verwelken und verdorren. —

---

Von

## Von ansteckenden Krankheiten.

### Wie kamen das Faulfieber und zu einer andern Zeit die Blattern nach M.

Die Tochter des Ackermanns G. aus M. war nach O. verheirathet. In O. brach das Faulfieber aus, wovon die verheirathete Tochter des Ackermanns G. befallen wurde. Die Aeltern erfuhren die Krankheit ihrer Tochter, die sie sehr lieb hatten, und eilten so geschwind sie konnten zu ihr. Nachdem sie sich bei ihr einige Tage aufgehalten, ihre gute Wartung und Pflege gesehen hatten, und ihr nicht weiter helfen konnten, giengen sie mit dem eingesogenen Gifte des Faulfiebers nach M. zurück. Kaum waren sie einige Tage zu Hause gewesen: so bekamen der Ackermann G. und seine Frau das Faulfieber. Es kamen zu ihnen viele Leute, sie zu besuchen, und sich nach ihrer Tochter zu erkundigen. Hiedurch verbreitete sich diese so böse Krankheit sehr schnell im ganzen Dorfe aus, und es starben viele Menschen daran. Der Ackermann G. wurde zwar mit seiner Frau, weil sie gleich einen geschickten Arzt gebrauchten, wieder besser; doch machten sie sich nach-

nachher bittere Vorwürfe darüber, daß sie die Ursach an dem Tode so vieler Menschen geworden wären, und dachten leider zu spät daran, daß es ihre strengste Pflicht gewesen wäre, die Gefühle der Liebe gegen ihr Kind lieber zu unterdrücken, als so große Leiden über ihren Wohnort zu bringen. —

Zu einer andern Zeit gieng eine Großmutter aus M. nach dem Dorfe L. wo die Blattern waren, an welchen ihre Großkinder krank lagen. Nachdem sie diese Kinder einige Tage gewartet hatte, kehrte sie nach M. zurück, und wartete ihre Großkinder in ihrem Hause wieder, und steckte sie, durch das in ihren Kleidern sich befindende Pockengift an. Diese böse Krankheit verbreitete sich nun bald über alle Kinder des Dorfes, und viele starben daran. Wäre es nicht besser, man hielte sich von solchen angesteckten Oertern zurück; unterdrückte lieber die Gefühle für die Seinigen, als eine schlimme Krankheit über Viele zu bringen? —

---

## 80.
## Wie verhielt sich Gutmann als in sein Haus die Ruhr kam?

Im Jahre 1795 brach in dem Orte, wo Gutmann wohnte, die Ruhr aus, die bald recht bösartig wurde. Ohngeachtet aller Vorsicht, die Gutmann anwandte, kam sie dennoch in sein Haus; indem sie einige seiner Leute bekamen. Diesen angesteckten Leuten gab er sogleich eine besondere Stube; sorgte für die bestmöglichste Hülfe eines geschickten Arztes, für gute Aufwartung und Pflege. Den Wärtern dieser Kranken befahl er, beständig reine, frische Luft in der Stube zu halten, sie durch Aufmachen der Fenster zu befördern, und für die Reinlichkeit der Kranken sehr besorgt zu seyn. Da die Ruhr in diesem Jahre, bis in den späten Herbst fortdauerte, durfte in der Krankenstube nur sehr wenig eingeheitzt werden; weil er wußte, daß zu viel Wärme, sowohl für die Kranken selbst, als zur Verbreitung und Verschlimmerung der Krankheit sehr nachtheilig wäre. Zur Verbesserung der Luft, ließ er sowohl in der Kranken- als in seiner Wohnstube häufig mit Eßig sprengen, welches die unreinen Dünste sehr gut vertreibet. Den Krankenwärtern gab er noch folgende gute Lehren: sie sollten nie nüchtern zum Kranken gehen; sondern

sollten

sollten vorher gute, gesunde, nahrhafte und gewürzte Speisen essen, welches sehr zuträglich sey. Auch sollten sie ein Pfefferkorn, oder eine Gewürznelke in den Mund nehmen und darauf kauen; doch sollten sie den häufigern Speichel dabei, nicht niederschlucken, sondern auswerfen.

Gutmann hatte keine ängstliche Furcht vor Krankheiten, ob er gleich sehr vorsichtig dabei war; und suchte auch diesen seinen Muth, durch vernünftige Vorstellung und Zureden, den Seinigen einzuflößen. In dieser Zeit behielt Gutmann seine Kinder zu Haus, und ließ sie nicht in die Schule gehen; damit durch sie das Uebel der Ruhr nicht weiter verbreitet würde.

Sollte es nicht anzurathen seyn, daß bei gefährlich ansteckenden Seuchen und Krankheiten die Schulen lieber einige Wochen geschlossen würden, als daß sich das Uebel dadurch immer weiter verbreitet? —

---

81.

## Wie verhielten sich die vernünftigen Einwohner des Dorfes G. als das Faulfieber dahin kam?

In G. hatten sich die Leute herzlich lieb, und halfen sich einander gern, wo und wie sie nur konnten. Konnte sich Einer dem Andern gefällig beweisen; so that ers mit wahrer Freude. Einst gerieth in G. ein Haus in Brand, da lief, wer laufen konnte, das Feuer zu löschen, und keine brauchbare Hand blieb läßig und träge. Als aber im Jahre 1794 das Faulfieber an diesen Ort kam, hielt sich ein Jeder sehr eingezogen; keiner besuchte den Andern aus Neugierde, zu sehen, wie viel er leide, sondern begnügte sich damit, den Leidenden herzlich zu bedauern. Kein Kranker sah dieß als ein Zeichen der Gleichgültigkeit an; denn Jeder war von des Andern guten Willen ihm zu helfen, wenn es möglich wäre, überzeugt. Die Einwohner dieses Dorfes waren bei einer Versammlung vernünftig darin übereingekommen, daß es besser sey, die Freundschaft und Liebe zu einander lieber so lange zurückzuhalten, als sich auf eine unnöthige und unnütze Weise in Gefahr des Lebens zu stürzen. Dennoch sorgte der Eine für den Andern, so viel er bei dieser Einrichtung nur konnte,

und nichts entgieng der Aufmerksamkeit der guten Dorfbewohner. In Christophs Hause lagen sie Alle krank. Die Letzte, die krank wurde, war die Dienstmagd, die mit der größten Treue und Sorgfalt alle verpflegt hatte, bis sie selber Hülfe bedurfte. Die Gemeine trat sogleich zu, schickte treue Wärter in Christophs Haus, die sie bei der größern Gefahr theuer bezahlte. Diese durften aber nicht im Dorfe umher, nicht aus einem Hause in das andere gehen; sondern mußten in Christophs Hause so lange bleiben, bis die Krankheit völlig aufgehört hatte. Durch dieses Betragen kam es dann, daß die meisten Menschen in G. gesund blieben, und das Faulfieber nicht so allgemein wurde. —

---

82.

## Kurze Rede des Bauermeisters K. in G. in der er die Einwohner ermuntert, sich von Solchen, die ansteckende Krankheiten haben, zurückzuhalten.

Lieben Freunde! Traurig wird es Manchen unter uns machen, seine kranken Freunde und Bekannten, so lange sie an einer ansteckenden Krankheit darnieder liegen, zu meiden; doch verlangt dieß von einem

Jeden die Pflicht der Selbsterhaltung, und die Pflichten, die er gegen die Seinigen, und seine Nebenmenschen hat. Zwar heißt es im Sprichworte: Ein treuer Freund wird in der Noth erkannt; doch ist auch hiebei ein Unterschied zu machen. Es ist gut und brav seine Freunde aus einer Noth zu erretten; ja selbst mit Gefahr seines Lebens sie zu retten zu suchen; aber wozu wird es uns und ihnen nützen, wenn wir zu ihnen gehen, und bei ihnen sind, wenn sie ansteckende Krankheiten haben?

Wartung und Pflege hat ein Jeder von den Seinigen; Arzneimittel verschaft ein ordentlicher Arzt; und die wenige Zeit, die wir uns bei ihnen aufhalten könnten, um sie zu trösten und zu erheitern, möchten wir gar zu theuer bezahlen müssen. Ueberdenkt es einmal recht, wie sehr sich ein Vater versündigen würde, wenn er von solchen Kranken die Krankheit holete, sich hinlegte und stürbe, und nun seinen Haufen Kinder unversorgt und unmündig zurückließe.

Wenn durch ihn nachher seine Frau, seine Kinder, und sein Gesinde auch angesteckt würden, und nach vielen Leiden vielleicht auch stürben. Wenn durch diese noch mehrere Menschen krank würden, und ihr Leben einbüßten. Und was hätten wir denn bei alle dem Unglück für uns und die Unsrigen, für das Wohl unserer Freunde und Bekannten bewirkt?

 Nichts,

Nichts, lieben Freunde, als daß wir ihnen gezeigt hätten, daß wir ihnen gut sind, und hätten sehen wollen, wie es ihnen gienge. Gute Freunde wissen es, daß man sie recht lieb hat, und verlangen es nicht, daß man sich ihrentwegen in Lebensgefahr stürzt; und denn am wenigsten, wenn es ihnen selbst nichts nützen kann, und uns Schaden bringt. —

Laßt uns daher vernünftig handeln, und da wegbleiben, wo wir nicht das geringste Gute stiften können. Herzlich wollen wir unsere, an ansteckenden Krankheiten leidenden Freunde bedauern; wollen ihnen von ganzen Herzen Besserung wünschen, und Gott bitten, daß er sein Gedeihen dazu gebe. Sind sie wieder besser, so wollen wir, wie vorher, mit ihnen in der friedlichsten Eintracht leben; und ein Jeder soll den Andern als seinen Freund betrachten, und ihm aushelfen, wo er nur kann.

---

83.

## Wie wollen die Einwohner in G. künftig bei ansteckenden Krankheiten ihre Todten begraben?

Auch in G. ist die auf dem Lande fast allgemein herrschende Gewohnheit, die Todten öffentlich und

unter

unter Begleitung der Verwandten und Freunde zu beerdigen. Diese Gewohnheit, den Verstorbenen die letzte Liebe und Achtung zu beweisen, soll im Ganzen bleiben; nur soll alsdann, nach einer allgemein genommenen Abrede, kein Leichengefolge gehalten werden, wenn die Todten an einer ansteckenden Krankheit gestorben sind. Sie kamen darin mit einander überein, daß, wenn sie die Ihrigen in ihrer Krankheit und beim Sterben nicht hätten sehen dürfen: so könne es ihnen, da sie todt wären, desto gleichgültiger seyn, ob sie dieselben zum Grabe begleiteten oder nicht.

Es sollen von der Gemeine künftig bei ansteckenden Krankheiten Einige gewählt werden, die die Beerdigung der Todten ganz in der Stille vollziehen. Diese Leute sollen sich in der Zeit von der Gesellschaft der Menschen zurückhalten, welches dieselben gern thun werden, da sie es nicht als Beleidigung; sondern als vernünftige Einrichtung, das weitere Ausbreiten der Krankheit zu verhindern, ansehen wollen. Die Todtengräber sollen eine tiefe Gruft machen, worein sie die Todten senken; damit ihre Ausdünstungen nicht schädlich werden. —

Das Todtengeläute soll während dieser Zeit nicht seyn; theils um den Kranken die Todesfälle zu verhehlen; theils auch noch Gesunde vor ängstlicher Furcht zu bewahren; weil diese nicht selten zum leichtern Krankwerden der Menschen beiträgt. —

Auch verlangen die Einwohner in S. bei solchen Fällen keine Leichenpredigten; doch entziehen sie der Geistlichkeit nichts von dem, was ihr, vermöge der einmal vestgesetzten Einkünfte, zukömt.

Sollte es im Ganzen nicht gut seyn, Kirchen und Schulen an einem Orte, wo gefährliche und ansteckende Krankheiten herrschen, so lange auszusetzen, bis die Gefahr, seinen Nächsten das Gift der Krankheit mittheilen zu können, verschwunden wären? —

Wenigstens ist es die Pflicht derjenigen, in deren Häusern sich gefährliche ansteckende Krankheiten finden, so lange bis sie gehoben, von jeder gemeinschaftlichen Zusammenkunft wegzubleiben, und sich sehr eingezogen zu halten. Es ist Gott gewiß angenehmer, wenn man denselben für sich allein eine Zeitlang verehrt, als daß man durch Verbreitung der Krankheit, Leiden und Unglück über Viele bringt. Gewiß wird kein guter und frommer Mensch ohne dringende Noth aus der Kirche bleiben; doch wird er es auch als einen Gottesdienst ansehen, bei ansteckenden Krankheiten recht vorsichtig zu seyn, damit durch ihn kein Anderer leiden möge. —

---

84.

## Ueber die Anlegung der Krankenhäuser.

### Ein Gespräch.

Thies. Was sagst du zu dem Vorschlage Krankenhäuser anzulegen, Gevatter Schmidt? Sollte der Vorschlag wol thunlich seyn?

Schmidt. Nach meiner Einsicht ist es ein sehr guter Vorschlag, und ich glaube sehr gut ins Werk zu richten.

Thies. Wie aber?

Schmidt. Eine Gemeine, die ihr wahres Beste einsieht, muß zusammentreten; muß eine Summe zu den Baugeräthschaften zusammenbringen, und die Hülfsleistungen dabei, kann ja ein Jeder selber thun. Wie viel wenden die Menschen nicht an, um nachherige Vortheile davon zu haben; und wie ichs mir denke, ist doch wol das der größte Vortheil für die Menschen, wenn sie so viel sie können ihr Bestes, ihr Leben sichern.

Thies. Sollte man durch Krankenhäuser wol wirklich sein Leben sichern?

Schmidt. Es ist nichts begreiflicher als das. Wird jemand von einer ansteckenden Krankheit befallen:

fallen: so wird er sogleich dahin gebracht. Im Anfange ist die Krankheit nie so schlimm, als wenn sie erst eine Zeitlang gedauert hat. Die Menschen, die also in Gefahr kommen von dem im Hause bleibenden Kranken angesteckt zu werden, sind, wenn derselbe sogleich ins Krankenhaus geschaft worden, viel sicherer, als wenn er darin bleibt, und seine ungesunden Ausdünstungen einathmen müssen.

Thies. Das begreife ich. Aber möchtest du dich wol aus deinem Hause tragen lassen, und dich, wenn du krank werden solltest, von den Deinigen trennen?

Schmidt. Warum das nicht? Ich weiß ja vorher wo ich hinkomme; weiß daß ich bis zu meiner Besserung gut behandelt werde, und die nöthige Pflege und Wartung erhalte. Auch hätte ich ja die beste Absicht dabei, die Meinigen zu retten, und durch meine Entfernung ihr Leben zu sichern. Es gehört gewiß nicht sehr viel Muth dazu, lieber Thies, sich ins Krankenhaus bringen zu lassen.

Thies. Für uns Männer gebrauchte es wol nicht so vieler Aufmunterung und Ueberlegung dazu; doch wette ich, daß sehr wenige Weiber dahin gehen würden. Neulich sprach ich mit dem Meinigen davon, es rief laut auf und sagte: lieber will ich sterben, als in das Krankenhaus gehen! Hast du mich lieb, mein lieber Thies, so sage mir nur nichts mehr davon.

Schmidt. Meine Frau thäte es gewiß gleich; denn sie hat die Ihrigen sehr lieb. Und wären nur erst Einige, die den Anfang machten, sich ins Krankenhaus bringen zu lassen: so würden die Uebrigen schon nachfolgen.

Es würde eben so damit gehen, als in S. wo vor dem Dorfe ein neuer Kirchhof angelegt wurde. Keiner wollte der Erste seyn, der sich dahin tragen ließe. Manche baten auf dem Todtbette recht herzlich, sie doch, wenn sie sterben sollten, auf dem alten Kirchhof im Dorfe zu begraben.

Kurz nach der Einrichtung des neuen Krichhofes wurde die Frau des Predigers krank, diese war sehr verständig, und bat ihren Mann, sie, wenn sie sterben sollte, auf dem neuen Kirchhofe zu begraben. Der Prediger that es, und von der Zeit an sträubte sich kein Mensch mehr, sich auch dahin tragen zu lassen. Ich glaube, daß es mit der Einführung der Krankenhäuser an manchen Orten eben so gehen würde: machten nur erst einige Verständige den Anfang damit; so würden die Uebrigen wol von selbst nachfolgen.

Thies. Das glaube ich auch. Ohnedem läßt sich von unsern Nachkommen noch manche gute und heilsame Einrichtung erwarten; weil sie von Jugend auf durch gute Belehrung zum vernünftigen Nach-

denken geleitet werden, und dadurch von so manchem Aberglauben und Vorurtheilen befreiet sind. —

Schmidt. Ja, lieber Thies, die Menschen werden allmählig immer klüger und vernünftiger, und dieß giebt uns die größte Hoffnung, daß in Zukunft manches besser, und für das Wohl der Menschen dienlicher eingerichtet werden wird. —

---

85.

## Wie verhielt sich Hermann als er das Leiden hatte, in seinem Hause die Krätze zu haben?

Hermann bekam ein neues Mädchen in seine Dienste, das die Krätze hatte, und sie zu verheimlichen sich bemühete. Es wartete die Kinder, und steckte sie bald an. Von den Kindern wurde die Mutter, von der Mutter der Vater angesteckt, und keiner im Hause blieb frei davon. Hermann erfuhr, daß ihm diese so häßliche Krankheit von dem neuen Mädchen ins Haus gebracht sey; und machte demselben sehr bittere Vorwürfe; doch war das Uebel nun einmal da, und konnte nicht anders, als durch anhaltenden Gebrauch guter Arzneimittel, die ein vernünftiger Arzt verordnet hatte, ohne Nachtheil der Gesundheit, weggeschaft werden. Hermanns

Frau wollte das Mädchen aus dem Dienste entlassen, welches es auch mit Recht verdient hatte; doch überlegte es Hermann mit seiner Frau vernünftig, daß es rathsamer sey, es jetzt zu behalten, und heilen zu lassen, damit nicht noch Mehrere durch dasselbe angesteckt würden. — So unangenehm und widrig auch Hermannen dieß unverschuldete Leiden war: so betrug er sich doch sehr vernünftig dabei. Er zeigte sein Leiden seinen sonst oft zu ihm kommenden Freunden an, und bat sie, sich bis zu seiner Heilung von ihm entfernt zu halten, damit sie nicht auch angesteckt würden. — Seine Kinder behielt er sogleich aus der Schule zu Hause, damit sie dieß Uebel nicht weiter brächten; auch durften sie, so lange sie die Krätze hatten, mit keinen andern Kindern spielen und umgehen. Ein Gleiches befahl er auch seinen Leuten, und stellte ihnen das große Unrecht vor, Jemanden wissentlich Leiden zuzufügen. Hermann nahm einen geschickten Arzt für sich und seine Leute an, und warnte letztere recht ernstlich vor der bei dieser Krankheit so gefährlichen Quacksalberei. Durch anhaltenden Gebrauch guter Arzneimittel; durch vermehrte Reinlichkeit vorzüglich der Wäsche; durch gute Lebensordnung und Enthaltung solcher Nahrungsmittel, die das Uebel vermehren; als Schweine- und jedes andern fetten Fleisches, der Butter, des Schmalzes, hitziger Getränke jeder Art, wurde Hermann

mann

mann mit seinen Leuten nach einiger Zeit glücklich geheilet.

86.

## Ohne Verordnung des Arztes ist das Schmieren mit Schwefel bei der Krätze sehr gefährlich.

Der Jäger R. in H. war von einem Krätzigen angesteckt, und litt von dieser bösen Krankheit große Pein und Schmerzen. Da er sich selber helfen zu können glaubte, wollte er zu keinem geschickten Arzte gehen. Er ließ daher aus der Apotheke Schwefelsalbe kommen, ließ stark einheitzen, und schmierte seinen Körper, so viel er konnte, mit dieser Salbe ein. So brachte er eine halbe Nacht zu. War die Salbe in seine Haut eingezogen, so beschmierte er sich mit frischer.

Einige Tage nach dieser selbst verordneten Kur, wurden ihm die Arme und Beine lahm; seine Lippen zitterten so heftig, daß er nicht reden, sondern nur lallen konnte. In diesem traurigen Zustande wurde er zur Stadt nach einem Arzte gefahren, der ihm nur mit vieler Mühe das Leben rettete. — Unter Landleuten ist eine sehr übele und gefährliche

Se-

Gewohnheit, daß sie sich, wenn sie die Krätze haben, einschmieren; denn in einen heißen Backofen kriechen, und darin so lange bleiben, als es ihnen nur möglich ist; ja oft halb todt heraus gezogen werden müssen.

Dieses Mittel versuchte Hennig Klaus mit einem seiner Kinder; schmierte es tüchtig mit Schwefelsalbe ein, und steckte es in den Backofen. Ganz heiß nahm er dasselbe heraus, und glaubte, daß es nun gesund sey. Durch das Schmieren schlug die Krätze zwar ein; doch wurde es in kurzer Zeit mit beiden Augen blind, und ihm war gar nicht zu helfen. —

Sehr oft entstehen Gicht, Podagra, Brustbeschwerden, Schwindsucht, und sehr viele andere Krankheiten von dem unvernünftigen Gebrauche gegen die Krätze. —

87.

## Traurige Geschichte von dem Schmieren beim Kopfausschlage.

In Großwiederitzsch, eine Stunde von Leipzig, wohnten Aeltern, deren Reichthum in gesunden Händen und 6 Kindern bestand. Vier dieser armen Kleinen

hatten

hatten einen bösartigen Kopfausschlag. Gern wollten die Aeltern dieses Uebel von ihren Kindern wegschaffen; aber Armuth und Einfalt, ließen sie, so wie es sehr oft der Fall ist, das schlechteste Mittel wählen. Eine Frau schlug diesen Aeltern die Hülfe eines umherziehenden Quacksalbers vor, der auf seinen Wanderungen bei ihr einkehrte.

Am 10ten Junius 1795 kam dieser Menschenmörder im Dorfe an, und machte nun gleich Anstalt zu der Kur. Die armen Kinder mußten ohngefähr vierzehn Tage hindurch bald weiße, bald braune Tropfen einnehmen, bis endlich der 25te Julius kam, an dem die Kur des Kopfes vorgenommen werden sollte. Dieser Mensch gab eine Salbe, mit welcher die Köpfe der Kinder beschmiert werden sollten. Die Aeltern befolgten diese Vorschrift auf eine sehr grausame Art. Es war Abends 9 Uhr, als der Vater mit seinem zwölfjährigen Knaben die Salbung vornahm. Nach diesem traf die Reihe ein Töchterchen von 9 Jahren, und endlich ein Söhnchen von 5 Jahren.

Es war noch eine Tochter von 10 Jahren über, die sich durch die Flucht rettete, und aus Furcht vor diesem Schmieren weglief.

Das fünfjährige Kind sträubte sich sehr lange gegen das Einschmieren, und bat den Vater flehendlich, es nicht zu thun.

Um=

Umsonst bat es, umsonst schrie es, dem Vater zu erweichen. Man band dem Kinde die Hände und schmierte es. Kaum war eine halbe Stunde vorbei, als der älteste Sohn von 12 Jahren erbärmlich zu schreien und zu wüthen anfieng. Er lief in der Angst auf den Boden, und bekam Verzuckungen. Der Vater läuft hinter ihm her, und glaubt, es wäre Verstellung und Troz; prügelt das unglückliche und leidende Kind, und schleppt es mit sich hinunter in die Stube. Hier kletterte der Knabe den Ofen hinan, schrie unter den unaussprechlichsten Schmerzen: ach! Vater, lieber Vater, nehmt doch ein Brett, und schlagt mir den Kopf ein, daß ich nur sterbe, ich muß sterben! Und in wenigen Augenblicken verschied dieser unglückliche Knabe. Die übrigen zwei Kinder endigten ihr Leben in einer halben Stunde auf eine eben so klägliche und bejammernswürdige Art. So wurden in einer Stunde drei unschuldige Kinder durch die Hände ihres unverständigen Vaters gemordet. Man berichtete diesen schrecklichen Vorfall, der großes Aufsehen erregte, sogleich der Obrigkeit; und auf Vermittelung derselben kam der Landphysikus, Doctor Schubardt, und der Amtschirurgus Seeburg die Sache zu untersuchen. Man schnitt die Körper der todten Kinder auf, untersuchte vom Gehirn bis auf die Eingeweide alle Theile genau, und fand keine andere Ursach des Todes, als: daß die Kinder durch das Gift der Salbe mör-

derisch

derisch umgebracht wären. Wie jammerten die Aeltern, da sie dieses erfuhren! Das Weib im Dorfe, das zu dieser Kur gerathen und verleitet hatte, wurde sogleich gefangen genommen und vors Gericht geführt. — Hier fiel sie in Ohnmacht, so daß man genöthigt war, sie nach ihrem Hause zurückbringen zu lassen, wo sie lange ohne Besinnung lag, und sterben wollte.

Der Quacksalber, der die Kinder mit seiner Salbe getödtet hat, heißt Johann Bernhard Hoffmann, wohnt in Leipzig, und ist sogleich in Verhaft genommen. —

Möchte doch diese so traurige Geschichte alle Aeltern und Menschen vorsichtiger machen, ihr und der Ihrigen Leben künftig keinem Quacksalber oder Menschenmörder mehr anzuvertrauen! —

Wie unvergeßlich und quälend muß das Andenken solcher Aeltern an den Tod ihrer Kinder seyn! —

# Von den Blattern oder Pocken.

## Wie hielt Märtens seine Kinder, da die Blattern oder Pocken in der Nähe waren?

Märtens hatte seine Kinder recht lieb, daher sorgte er auch stets auf eine sehr vernünftige Weise für ihr Bestes. Als er hörte, daß die Blattern in den benachbarten Oertern wären; und es daher wahrscheinlich wäre, daß sie auch an den Seinigen kämen; gieng er nach der Stadt zu einem guten Arzte, und fragte ihn um Rath, wie er und seine Freunde sich am besten dabei verhalten könnten; denn sie wünschten alle ihre Kinder zu behalten. Der Arzt freuete sich über diesen guten redlichen Vater für seine Kinder, und gab ihm folgende Anweisung: „So lange die Blattern noch nicht in eurem Orte sind, hütet euch an solche Oerter zu gehen, wo sie hausen; damit ihr dieselben nicht durch eure Schuld an euren Ort bringet. Euren Kindern gebt von jetzt an mäßig zu essen, und vorzüglich gebt ihnen des Abends wenige und leicht zu verdauende Speisen. Die Nahrungsmittel, die sie genießen, müssen meistens aus Gartenfrüchten bestehen, und dürfen in die-

dieser Zeit nicht mit Speck und Schweinefleische, auch mit keinem ranzigen Fette gekocht werden. Käse gebt ihnen anjetzt gar nicht. Da es Herbst ist, so gebt ihnen viel gutes, reifes Obst, welches ihnen recht dienlich ist. Das Brod, was ihr ihnen gebt, muß recht gahr und ausgebacken seyn. Zu trinken gebt den Kindern klares, kaltes Wasser. Durchs Aufmachen der Fenster haltet die Luft in eurer Stube stets frisch und gesund, und laßt eure Kinder viel in der Luft draussen spielen. Kommen die Pocken wirklich an euren Ort und werden eure Kinder davon angesteckt: so laßt ja der Natur ihren freien Lauf. Haltet sie bei dem Fieber, das einige Tage vor dem Ausbruche der Blattern hergehet, kühl; heitzet ja nicht stark ein, denn dieses ist für Blatternkinder, so wie für jeden Kranken, sehr schädlich. Gebt den Kindern in dieser Zeit nur sehr wenig zu essen. Fleisch, Fleischsuppen, Fische, Eier und Eierkuchen, Klümpe und schwere Speisen, woran Gewürze, als Pfeffer, Kaneel, Muskatennüsse und dergleichen gethan ist, darf kein Blatterkranker essen. Auch ist für solche Wein, Bier und Brantwein wahres Gift. — Ist es möglich, so laßt die kranken Kinder bei Tage außer dem Bette seyn; denn das Liegen im Bette vermehrt ihre Angst, und ist ihnen nicht gut. Reitzet diese Kinder ja nicht zum Schlafen; je mehr sie bei den Blattern wachen, je besser ist es für sie. Auch müssen die Betten für solche kranke Kinder nur ganz

dünn

dünn und leicht seyn; sonst werden sie sehr schädlich. Vor allen Dingen hütet euch, wenn ihr eure Kinder lieb habt und sie behalten wollet, daß ihr ihnen nichts zum Schwitzen eingebt: denn manchem Kinde hat dieß schon das Leben gekostet. — Ich wiederhole es noch einmal, haltet sie mäßig im Essen und Trinken; gebt ihnen während der ganzen Zeit, da sie die Blattern haben, kaltes Wasser zu trinken; sorgt stets für reine Luft in der Stube: so thut ihr das Eurige. Sollten von euren Kindern einige so viele Blattern bekommen, daß ihnen die Augen zugehen: so laßt sie ja zu, und reißt dieselben nicht mit Gewalt auf; sonst können sie nachher langwierige Augenkrankheiten bekommen, oder gar blind werden. Macht Vorhänge vor die Fenster, so lange eure Kinder die Blattern haben, damit es in der Stube dunkeler wird; denn zu viel Licht schadet den Augen solcher Kinder, weil sie schwach sind. Sollte bei diesem Betragen euren Kindern etwas unvermuthet zustoßen, so daß sie besondere Hülfe nöthig hätten; so komt zu mir, ich will dann thun, was in meinen Kräften steht." Märtens dankte dem guten Arzte für diese Verhaltungsregeln recht herzlich; befolgte alles genau, und hatte das Glück und die Freude, daß seine Kinder diese böse Krankheit gut überstanden.

---

89.

Heuer in L. verlor durch seine Schuld zwei Kinder an den Blattern.

Heuer in L. gab sich um das Wohl seiner Kinder sehr wenig Mühe. So wie es kam, so kam es. Was ihm von unvernünftigen Leuten gerathen wurde, das that er, ohne daß er selber nachdachte, und klügere Menschen um Rath fragte. Seine Kinder bekamen die Blattern, und litten sehr viel; denn die Pocken waren in dem Jahre recht bösartig. Da die Pocken nach seiner Meinung nicht heraus kommen wollten, gab er seinen Kindern, auf Anrathen einer alten Frau, eine große Menge Schafkoth mit Brantwein ein. Nicht lange hatten dieß die Kinder eingenommen: so vermehrte sich ihre Hitze und ihre Angst so sehr, daß sie sich, weil es ihnen auf dem Leibe brannte, große Löcher ins Fleisch kratzten. Nach vielen qualvollen Leiden starben beide Kinder am dritten Tage nach dieser Kur. —

90.

## Eine ähnliche Geschichte.

Des Tagelöhners Andreas Kind hatte die Blattern beinah glücklich überstanden. Die meisten derselben fielen schon wieder nieder, und verloren ihr feuriges Ansehen. Die unvernünftigen Aeltern glaubten, das Kind habe sich erkältet, und die Blattern träten zurück. Sie gaben ihm sogleich eine große Menge sehr hitziger Tropfen ein, die sie von einem hausirenden Quacksalber gekauft hatten, um, wie sie sagten, die Blattern wieder hervorzutreiben. Bald nach dem Eingeben dieser Tropfen, wurde das arme Kind von der brennendsten Hitze gequält. Am Ende bekam es Verzuckungen und starb schon am folgenden Tage, da es durch die Dummheit der Aeltern gemordet wurde. —

91.

## Man muß den Kindern, denen von den Blattern die Augen zugeschworen, dieselben nicht aufzerren, und nichts Erhitzendes darauf machen.

Bernhards Kinder hatten die Blattern so stark, daß ihnen alle Glieder damit überzogen waren.

Auch war ihr Gesicht so voll davon, und so dick angeschwollen, daß sie blind waren. Der Mutter dauerte dieser Zustand ihrer Kinder, und wollte ihnen gern das Gesicht wieder verschaffen. Sie nahm daher einen Tuch, drückte die Augen damit, um sie aufzumachen. Da dieses nicht helfen wollte, nahm sie Brantwein, goß ihn auf ein Läppchen, und legte denselben auf die Augen. Die Augen der Kinder wurden dadurch sehr erhitzt, öffneten sich zwar am Ende, doch klagten die Kinder sehr über Schmerzen an denselben. Man hatte sehr viele Mühe, sie von dem Kratzen und Reiben derselben zurückzuhalten, und konnte es bei der größten Sorgfalt doch nicht ganz verhindern. Die Augen entzündeten sich immer mehr davon. Nach den Pocken behielt das eine Kind triefende Augen; das andere hatte die Schärfe der Augen verloren, und mußte, wenn es etwas sehen oder lesen wollte, es dicht vor die Augen halten.

Dieß sind die Früchte von der Voreiligkeit, wenn man den Wirkungen der Natur noch dazu durch unrechte Mittel zuvorkommen will. Man thut am Besten, der Natur hierin ihren freien Lauf zu lassen. Die Hauptsache bei der Behandlung der Blatterkranken ist, daß man sie reinlich und kühl hält, und ihnen recht viel kühlendes Getränk, am besten kaltes Wasser giebt, wodurch sie sehr gelabet werden.

92.

92.

## Wie giebt man Jemanden die künstlichen Blattern?

Der Pächter K. in H. wollte seinen Kindern, nachdem er sie durch einen Arzt gehörig hatte vorbereiten lassen, die Blattern einimpfen (inoculiren), und machte es auf folgende Art. Er nahm eine breit geschliffene Nadel, faßte damit unter die Haut zwischen dem Daumen und dem ersten Finger an jeder Hand; hob sie ein wenig in die Höhe, und legte in jede Oeffnung einen dünnen Faden, den er zuvor in Blatterneiter getaucht, und wieder getrocknet hatte. Hierüber legte er ein Läppchen reines Linnen, und band es mit einer Binde vest zu, damit der eingelegte Faden nicht herausfallen konnte. Diesen Verband ließ er einen Tag darauf liegen; dann machte er ihn wieder los, und zog den Faden heraus. Am folgenden Tage wusch er die Hände seiner Kinder mit kaltem Wasser, und ließ sie nach ihrem Gefallen darin spielen; weil dieß solchen Kindern sehr gut ist. Sorgfältig bewahrte er seine Kinder bis zum fünften Tage, daß sie von solchen nicht angesteckt würden, die die natürlichen Blattern schon hatten. Am achten Tage befanden sich diese Kinder nicht recht wohl; am neunten bekamen sie auf jeder

Hand schon eine Blatter; und am zwölften Tage, waren alle Blattern da, die sie bekommen sollten. Der Pächter K. hielt seine Kinder die ganze Zeit hindurch sehr kühl, und ließ sie, da es Herbst war, viel draussen spielen. Mit dem Essen nahm er sie sehr in Acht. Sie bekamen gutes Obst, Brod, Semmel, gute gekochte Gartenfrüchte und dergleichen gesunde Nahrungsmittel. Fleisch, Eier, Butter, Schmalz, Käse, Wein und Bier wurde ihnen während dieser Blatterzeit nicht gegeben.

Um sie außer der gewöhnlichen Schlafzeit vom Schlafen abzuhalten, gab er ihnen Spielzeug, womit sie sich die Zeit vertreiben konnten, und war heiter und fröhlich mit ihnen.

Nachdem sie die Pocken überstanden hatten, gab ihnen der Arzt eine gelinde Abführung, und sagte den Aeltern, daß sie ihre Kinder noch eine Zeitlang mit dem Essen in Acht nehmen möchten. Bei dieser vernünftigen Behandlung befanden sich die Kinder wohl, und hatten nachher keine Uebel zu ertragen. Nach einiger Zeit gewöhnte man sie allmählig wieder an alle Nahrungsmittel.

23.

## Ueber der Einimpfung der Blattern.

### Ein Gespräch.

Klausen. Was hälst du, lieber Hermann, von der Einimpfung der Blattern? Sollte es wol Recht seyn, sie seinen Kindern zu geben?

Hermann. Ich habe oft darüber nachgedacht, und halte es nach meiner Ueberzeugung für Unrecht.

Klausen. Für Unrecht? Man sichert doch seine Kinder vor der größeren Gefahr an den Blattern zu sterben. Von hundert Kindern, denen die Blattern eingeimpft werden, stirbt doch nur Eins, und von denen, die die natürlichen bekommen, sterben von hundert Zehn, und wenn sie bösartig sind, wol noch Mehrere. Ja, man hat Beispiele, daß sogar das zweite Kind daran gestorben ist. Sollte es daher wol Unrecht seyn können, seinen Kindern die Blattern einimpfen zu lassen? Kaum kan ichs glauben.

Hermann. Wenn ich meine Kinder an einen solchen Ort bringen könnte, wo sie die Blattern, ohne andere Kinder anstecken zu können, haben könnten: so wäre ich gewiß der Erste, der sie ihnen geben

ließe; da wir aber bis jetzt dergleichen Gelegenheiten noch nicht haben; so ist es Gewissenssache. —

Klausen. Wie so?

Hermann. Die Sache ist sehr leicht einzusehen. Die eingeimpften Pocken stecken so gut an, als die natürlichen. Es ist bei der jetzigen Lage der Dinge fast unmöglich, daß sie nur in dem Hause bleiben, wo man sie einimpfte; sie werden sich bald über den Ort verbreiten, von dem Orte zu andern Oertern getragen werden, und die Plage kann leicht allgemein werden. Denk dir nun einmal ernstlich die Sache, daß man, um die Seinigen zu erhalten, Ursach an dem Tode so Vieler wird. — Ich möchte mir nicht gern solche Vorwürfe zuziehen, weil meine Ruhe und meine Zufriedenheit ohnfehlbar dadurch schwinden würde. —

Klausen. Daran habe ich niemals gedacht. Ich stellte mir nur den Vortheil vor, den man, um die Seinigen zu erhalten, davon haben könnte.

Hermann. Ein rechtschaffener Mann sieht niemals auf seinen eigenen Vortheil allein; sondern er sieht auch auf das Glück und die Zufriedenheit seiner Nebenmenschen, und sichert diese für Schaden und Nachtheil, so viel er kann. —

Klausen. Darin hast du ganz Recht. Also ist es mit der Einimpfung der Blattern nichts?

Her-

Hermann. Bei der jetzigen Lage der Dinge, darf und muß sie nach den eben gesagten Gründen nicht geschehen. Legte man aber Blatterhäuser an, und brächte seine Kinder und Solche, die die Blattern noch nicht gehabt haben, dahin: so stimme ich von ganzem Herzen für die Einimpfung derselben, und dann würde diese Einrichtung eine der größten Wohlthaten für die Menschheit seyn.

Klausen. Wer soll aber die Blatternhäuser anlegen?

Hermann. Ein jeder Menschenfreund muß dazu beitragen; vorzüglich aber Solche, die in der Lage sind, den größten Nutzen für ihre Kinder davon ziehen zu können. Gern würde dann auch die liebe Obrigkeit durch weise Verfügung dazu beitragen, auch in dieser Hinsicht für das Glück ihrer Unterthanen zu sorgen. Und wie könnte sie edler für das Glück ihrer Untergebenen sorgen, als wenn sie so viele Tausende beim Leben erhielte? Lieber Klausen, es könnte diese Erde ein recht froher Aufenthalt für Menschen seyn und immer mehr werden, wenn alles so wäre, wie es seyn könnte, und seyn sollte. Denke dir einmal den Gedanken so recht lebhaft, der mich in Stunden der Erholung mit wahrer Freude erfüllt: Alle Könige und alle Völker der Erden machten ein vestes Bündniß zum immerwährenden Frieden, verwendeten die ungeheuren Ko-

sten

sten Menschen wegnehmender Kriege zum Besten ihrer Kinder und Unterthanen; suchten in dem Glücke ihrer Völker ihr Eigenes; suchten einen Jeden insbesondere, so viel als möglich, glücklich zu machen. O! mein lieber Klausen, wie viel, wie unaussprechlich viel Gutes könnte dann nicht veranstaltet werden!

Wie nichtsbedeutend, wie gering wären die Kosten für die allgemeine Anlegung der Blattern- und Krankenhäuser gegen den Aufwand, zur Unterdrückung der Glückseligkeit und des Frohseyns der Menschen durch Kriege; — doch möchte wol hieran, so lange die Erde steht, nicht zu denken seyn; da ein menschenfreundlicher König, und ein gutdenkendes Volk gegen das Ganze nichts ausrichten kann. Bei der Lage, muß man daher auf Mittel denken, selbst Hand an die Anlegung der Blattern und Krankenhäuser zu legen.

Klausen. Sollte dieß so leicht geschehen können?

Hermann. Die Erfahrung zeigt, daß man schon dergleichen Anstalten gemacht hat.

Klausen. Aber es wird doch mit vielen Schwierigkeiten und vielen Umständen verbunden seyn?

Hermann. Wo ist je eine gute Sache ohne Mühe und ohne Beschwerlichkeiten zu Stande gebracht? Wie viele Anstalten werden nicht gemacht,

eine

eine Viehseuche, wenn sie in der Nähe ist, von einem Lande abzuhalten. Und ist sie einmal da: so trennt man sogleich das kranke Vieh von dem gesunden, und läßt es nicht eher, bis zur völligen Besserung, wieder zusammen. Sollte man nicht vielmehr die dienlichsten Anstalten, ansteckende Krankheiten unter den Menschen zu verhindern, machen? —

Klausen. Zu wünschen ist es! Vielleicht geschiehet es auch noch, wenn Menschen zur Erfüllung ihrer Pflichten durch gute Belehrung immer williger und geneigter werden. —

# Von den Masern.

## Kennzeichen der Masern.

Da Wilhelms Kinder die Masern bekommen wollten, befanden sie sich sehr übel, hatten abwechselnd Frost und Hitze, Kopfschmerzen, große Müdigkeit in den Gliedern und heftiges Halsweh. Ihre Augen waren roth und feurig, und ihre Augenlieder geschwollen. Oft floßen ihnen recht scharfe Thränen aus den Augen, wobei sie große Empfindlichkeit verspürten, und das Licht nicht vertragen konnten. Oft mußten sie niesen, und dabei floß ihnen aus der Nase eine solche Feuchtigkeit wie aus den Augen. Schnell vermehrte sich das Fieber und die Hitze bei ihnen. Sie litten viel vom Husten, von der Beklemmung und Beängstigung; hatten Neigung zum Erbrechen, und dabei heftige Lendenschmerzen. Einige bekamen einen Durchfall, wobei sich die Neigung zum Brechen minderte. Die Zunge war weiß, und sie litten brennenden Durst. Nach diesen vorhergehenden Umständen, erfolgte bei Einigen am dritten, bei Andern am vierten und fünften Tage der Ausschlag der Masern sehr geschwind und häufig. In kur-

kurzer Zeit war das Gesicht voller Flecken, die wie Flohstiche aussahen, aber etwas dunkelrother waren. Von diesen Flecken liefen oft mehrere in eins zusammen, machten rothe Streifen, die bald breiter, bald schmäler waren. Die Haut entzündete sich, das Gesicht schwoll auf, und bei einigen Kindern schlossen sich die Augen zu. Jeder der rothen Flecken war etwas erhöhet, vorzüglich im Gesichte. Nachdem der Ausschlag im Gesichte angefangen hatte, kam er allmählig auf der Brust, dem Rücken, dem Armen und Beinen hervor; doch findet man auch bei einigen Maserkranken eher Flecken auf der Brust, als auf dem Gesichte. Zwei von Wilhelms Kindern hatten bei den Masern heftiges Nasenbluten. Am dritten und vierten Tage nach dem Ausbruche der Masern, verminderte sich die Röthe im Gesichte, die Flecken trockneten und fielen wie Schuppen ab. Bei einigen verlor sich die Röthe des Gesichts am neunten, bei einigen auch erst am eilften Tage und noch später. Die Haut war noch viel durchsichtiger wie vorher, und man konnte noch deutlich die Spuren der vorhanden gewesenen Flecken sehen. **Nimmt man diese Kranken nicht sehr in Acht: so sind die Zufälle nach geglaubter Heilung oft sehr gefährlich.** —

---

95.

95.

## Wie hielt Christoph seine Kinder bei den Masern?

Christoph wußte, daß die Masern eine recht böse Krankheit wären; daß viele Menschen daran stürben, wenn man sie nicht gehörig wartete und dabei in Acht nähme. — Da er nun seine Kinder herzlich lieb hatte, und sie zu behalten wünschte, verhielt er sich sehr aufmerksam und ordentlich dabei. Er hielt die Kinder wärmer, als bei den Pocken; doch durfte nie heiß eingeheitzt werden; damit die Hitze von außen, ihren ohnedem ängstlichen Zustand nicht vermehrte. Für reine Luft in der Stube sorgte Christoph sehr; doch nahm er die Kranken vor jedem Zugwinde, und jeder kalten Luft in Acht, und machte jedesmal das Fenster auf, das von den kranken Kindern am weitesten entfernt war. Bisweilen gab er diesen Kindern etwas lauwarmen Flieder- oder Keilchenthee, der ihnen sehr gut bekam. Wären die Masern vorbei: so hielt Christoph seine Kinder noch vierzehn Tage bis drei Wochen aus der freien Luft zurück, hielt und kleidete sie warm, damit sich der Husten, den sie noch hatten, erst völlig verlor. Auch hielt er sie noch eine Zeitlang sehr mäßig im Essen und Trinken. Durch dieses

gute

gute und väterliche Betragen gegen seine Kinder, hatte Christoph denn auch die sehr große Freude, dieselben gesund zu sehen.

---

96.

## Arend wartete seine Kinder schlecht bei den Masern.

---

Da Arends Kinder die Masern bekamen, nahmen sie die Aeltern sehr schlecht in Acht. Sie gaben ihnen das zu essen und zu trinken, was sie haben wollten. Vorzüglich gab man diesen Kindern Kaffee, wornach sich ihre ohnedem sehr große Hitze noch vermehrte. Man heitzte sehr stark ein, weil Arend so unrichtig glaubte, daß man kranke Kinder nicht heiß genug halten könnte. Frische Luft in die Stube, durchs Aufmachen der Fenster zu bringen, fiel Arend nicht ein; sondern es mußte beständig die alte stinkende Luft darin bleiben. Da die Masern abfielen, glaubte Arend, daß seine Kinder nunmehr völlig besser wären, und ließ sie nach ihrem freien Willen hingehen, wohin sie wollten. Der noch stets fortdauernde Husten wurde immer ärger. Das älteste Kind wurde sehr schlecht, bekam die Schwindsucht, und starb endlich nach vielen ausge-

standenen Leiden. Das Zweite blieb kränklich, und bekam ein sehr schlimmes Geschwür an den Hals, womit es sich lange plagen mußte. Das waren denn abermals die Früchte von dem Mangel älterlicher Sorgfalt. — Wie sehr sollten doch Aeltern alle ersinnliche Mühe und Sorgfalt bei solchen Krankheiten der Kinder anwenden, die solche gefährliche Folgen haben können; damit sie durch vernünftige Wartung und Pflege, ihren Kindern und sich selbst viele nachherige sehr schmerzende Leiden ersparten. —

---

# Von Verhütung und Ausrottung der Blattern und Masern.

## 97.

### Die Blattern und Masern sind eine große Plage der Menschen.

Im Jahre 1793 kamen die Blattern nach L. einem nicht sehr großen Dorfe. Diese Seuche wurde bald allgemein, und verursachte sehr viele Leiden. So manches arme Kind litt die schrecklichsten Schmerzen, mußte so viele Tage die größten Qualen erdulden, ohne daß man ihm helfen konnte. Da die Blattern bösartig wurden, starben sehr viele Kinder daran, die ohne diese Krankheit groß, und gewiß recht nützliche, brauchbare und thätige Menschen geworden wären. Einige Kinder, die sie überstanden, verloren die gute Aussicht ihres Gesichts, weil die zurückgebliebenen Narben von denselben ihre natürlichen Züge entstellten. Einige bekamen triefende Augen, die auch bei nachherigem anhaltenden Gebrauche unheilbar blieben. Andere verloren ihre Augen ganz, und Mehrere bekamen Schaden daran. Einige starben bald nachher, weil sie die Ueberbleibsel der Blattern und Masern schwindsüchtig gemacht hatten. Wie

Viele sieht man, die den rechten Gebrauch ihrer Gliedmassen durch die bösen Pocken verloren haben! Fast jedes Dorf hat dergleichen aufzuweisen, und die Städte noch Mehrere. —

Die großen Verheerungen, die die Blattern und Masern anrichten, das unmeßbare Uebel, das sie über einzelne Menschen, ja, über ganze Familien, Oerter und Länder bringen, flößt jedem Theilnehmer an dem Wohl der Menschen gewiß den sehnlichsten Wunsch ein, wenn es möglich ist, diese Uebel, und die daraus entstehenden Leiden ganz zu entfernen.

---

98.

## Hat man Hoffnung, daß die Ausrottung der Blatternseuche zu Stande kömt?

Da die Blattern kein nothwendiges Uebel sind; auch dieselben vor zwölfhundert Jahren in unserm Teutschlande, so wie in dem ganzen übrigen Europa noch nicht bekannt waren: so scheint es nicht unmöglich zu seyn, sie wieder wegzuschaffen. Daß diese Blatternausrottung aber wirklich zu Stande kommen wird, läßt uns das edle Streben vieler kluger und guter Menschen hoffen und erwarten. In dem Nordamerikanischen Freistaate, Neu-England, hat man schon angefangen die Blattern auszurotten.

Man

Man hat daselbst Blatternhäuser angelegt; wohin jeder Blatterkranke sogleich gebracht wird; damit er nicht Mehrere ansteckt, und die Seuche dadurch allgemein werde. Sichere Nachrichten sagen uns auch, daß man in ganz Neu-England nichts mehr von verheerenden Blatterseuchen weiß. Sehr wenige Menschen haben daselbst, bei diesen so guten Einrichtungen, die Blattern gehabt, und sind daher so vielen Leiden, der Zerstöhrung ihrer Gesundheit und ihrer Glieder, sogar dem frühern Tode entgangen. — Sollten wir Europäer weniger Muth und weniger Kraft besitzen, eine Plage zu entfernen, die so viele Tausende unglücklich macht? —

---

99.

## Auf welche Weise wird die Ausrottung der Blattern zu Stande kommen können?

---

Die Ausrottung der Blattern wird nur alsdann zu Stande kommen, wenn gute Fürsten und Obrigkeiten die Vorschläge kluger und einsichtsvoller Menschen darüber beherzigen; und sich die Mühe und Sorgfalt für dieses besondere Wohl ihrer Unterthanen ein wahres Vergnügen seyn lassen. Wenn sie

mit frohem Herzen das Glück ihrer Unterthanen zu erheben, mit Anlegung der Blatternhäuser rühmlichst den Anfang machen, und den benachbarten Ländern ein Beispiel der Nachfolge dadurch geben.

Wenn Unterthanen mit dankbarer Folgsamkeit die Liebe und Güte ihrer guten Fürsten und Obrigkeiten einsehen, und willig und bereit sind, diese große Unternehmung zu unterstützen, und zu Stande zu bringen helfen. Wenn die Unterthanen, zum allgemeinen Wohl, ohne Widerrede, ihre Kinder und Angehörige, die von Blattern angesteckt sind, sogleich in diese Häuser schicken, um so viele Leiden und Qualen der Blatternkrankheit, von unzählig vielen Menschen abzuhalten.

Dieses große Unternehmen erfordert die innigste Vereinigung ächter und redlicher Menschenfreunde, die mit Vermögen und Macht versehen sind, gute Wünsche, zur Erhebung und Vergrößerung menschlicher Glückseligkeit, auszuführen; es verlangt unermüdete Thätigkeit, und edles Streben, nicht blos eine Sache anzufangen, sondern sie auch zu vollenden. Gott, der da will, daß allen Menschen geholfen werde, vereinige diejenigen, die den Willen und die Macht haben Gutes zu stiften und zu verbreiten; damit das große Unternehmen der Blatternausrottung zu Stande komme!!

---

# Von der Ruhr.

100.

## Wie suchte Hermann sich und die Seinigen vor der Ruhr zu sichern?

Hermann hatte in seiner Jugend einmal die Ruhr gehabt, und dachte noch stets, so bald er von derselben reden hörte, an die vielen Leiden, die er bei derselben ausgestanden hatte. Er wußte durch Belehrung seines guten Predigers, von dem er noch so manches Gute gehört und erfahren hatte, daß der Grund zu der Ruhr vorzüglich durch Erhitzungen und sehr leicht darauf erfolgende Erkältungen gelegt werde; daher nahm er sich im Sommer sowohl als im Herbste sehr davor in Acht. Bei kühler und feuchter Witterung hielt er den Unterleib warm, und dieß rieth er auch den Seinigen zu thun. Arbeitete er mit seinen Leuten auf dem Felde oder in den Wiesen: so mußten sie nach vollendeter Arbeit sogleich das abgelegte Zeug wieder anziehen; damit sie sich durch diese Vernachläßigung keinen Nachtheil für ihre Gesundheit zuziehen möchten; denn es ist bewiesen, daß in dieser Versäumung, dem

Auslassen des Zeuges, wenn man bei der Arbeit heiß geworden ist, vorzüglich bei Landleuten, die öftere Ursache zur Ruhr, und kalten Fiebern liege. —

Hermann wußte, daß gutes reifes Obst, gute, dienliche Speisen dem menschlichen Körper sehr zuträglich wären; daher sorgte er sehr dafür. Er hatte einen sehr schönen Obstgarten, und verbesserte ihn jährlich durch Anpflanzen der besten Arten von Obstbäumen, der Aepfel, Birnen, Zwetschen und Pflaumen. Es fehlte ihm daher in keinem Jahre am Obste; war es auch einmal nicht recht gut gerathen: so bekam er doch für seine Haushaltung hinlänglich. An seinem Hause hatte er einen guten Weinstock gezogen, welcher ihm bei gehöriger Pflege, und da es eine frühe Art war, reichliche Früchte brachte. (Jeder Landmann könnte sich mit weniger Mühe an seinem Hause Weintrauben, eine der herrlichsten und gesundesten Früchte, ziehen; und sich dadurch eine angenehme Speise bei Verrichtung seines Tagewerkes verschaffen. —)

Von allen diesen theilte Hermann seinen Kindern und seinen Leuten reichlich mit; welche für diese Mittheilung sehr gern und willig nach allen mitsahen und es bis zum völligen Reifwerden zu erhalten suchten. —

Hermann sorgte für gute Gartenfrüchte, und bauete viel Mohrrüben (gelbe Wurzeln) die eine sehr

sehr gesunde Nahrung sind. Kartoffeln wurden in seiner Haushaltung nicht eher gebraucht, bis sie reif waren, d. h. bis die Saamenäpfel, die sie tragen, reifen Saamen hatten; denn er hatte sich von einem verständigen Manne sagen lassen, daß diese Frucht unreif, und bei dem gewöhnlich sehr häufigen Genusse, Durchlauf, Fieber und manche andere Unordnungen im Körper hervorbringen könne; auch vielleicht den Grund zur wirklichen Ruhr lege. Den Kohl, der in seiner Küche gebraucht wurde, so wie alle andere Gartengewächse, ließ er oft abwaschen; damit das darauf sitzende Ungeziefer, als Mehlthau, Würmer, Schnecken, Spinnen und Raupen rein davon käme, und nach dem Genusse keine Leibschmerzen und andere Unordnung im Körper erzeuge.

Da Hermann ein guter Landmann war, wurden seine Ländereien zur rechten Zeit und auf das Beste bestellt; daher erndtete er auch meistens das beste und gesundeste Korn. Als guter Hauswirth machte er stets vernünftige Rechnung, wie viel er für sein Hauswesen gebrauche; und legte noch etwas mehr zurück; damit er nicht genöthiget wurde gleich nach dem Einerndten von dem frischen Korne zu nehmen, und sich an dem meistens mißrathenden ersten Gebacken, krank zu essen. Jedes Jahr aß er nach der Erndte noch einige Monate vom alten Korne, und hatte daher stets gesundes und gutes Brod. Warmes Brod durfte in Hermanns Hause nicht gegessen werden; Nacht

alt mußte es wenigstens seyn. Hermanns Frau sorgte als gute Hausfrau beständig dafür, daß es am guten Brode niemals fehlte, und litt nicht, daß Gaster- oder Hallerkuchen gebacken wurden, die wegen ihrer Unverdaulichkeit dem Menschen so schädlich werden können *). Durch alle diese Einrichtungen, und dem Genuß guter dienlicher Nahrungsmittel, suchte sich Hermann mit den Seinigen vor der Ruhr und andern Krankheiten zu sichern. Die Seinigen befanden sich gut dabei, und lebten vergnügt.

---

101.

## Wie äußert sich die Ruhr.

Christian hatte sich im September Monat, beim Aufwerfen eines neuen Grabens sehr erhitzt. Um sich zu erholen, setzte er sich im bloßen Hemde, weil er sein Kamisol bei der Arbeit ausgezogen hatte, auf den Graben, und aß etwas. Bald darauf fror ihn sehr. Er fieng von neuem an zu arbeiten; doch wurde es ihm recht sauer. Als er am Abend zu Haus gieng, fühlte er, daß ihm gar nicht recht sey. Nach einigen Tagen bekam er heftigen Frost; wurde matt,

*) Exempelbuch 1r. Theil S. 70.

matt, und fühlte einen heftigen anhaltenden Schmerz im Unterleibe. Bald darauf wurde er schwindlich und übel, als wenn er brechen sollte. Nicht lange nachher bekam er einen Durchfall, der mit zähem Schleime und mit Blut vermengt war. Die Schmerzen im Leibe vermehrten sich, der Stuhlgang wurde häufiger; so daß er oft zwölfmal in einer Stunde zu Stuhle gehen mußte. Oft hatte er einen Drang dazu, ohne daß er etwas los werden konnte. Er schickte sogleich zu einem geschickten Arzte, der ihm sehr gute Mittel verordnete, durch deren ordentlichen Gebrauch er nach einiger Zeit wieder gesund wurde.

---

102.

## Wie verhielt sich Spandau als er die Ruhr bekam?

Spandau hatte durch Ansteckung die Ruhr bekommen, und litt sehr große Schmerzen dabei. Er schickte seinen verständigen Knecht zur Stadt nach einem gelehrten Arzte, der demselben seine Umstände sagen, und Arzneien mitbringen sollte. Der Arzt schickte ihm ein Brechmittel, das er sogleich einnehmen mußte, und eine Abführung für den zweiten Tag. Dabei ließ ihm der Arzt alle harte und

fette

fette Speisen zu essen, und alle hitzige Getränke zu trinken verbieten. Reifes gutes Obst, als Äpfel, gute rohe und gekochte Zwetschen solle er genießen, und wenn er Weintrauben haben könne, wären auch diese ihm dienlich. Nur solle er von den Weintrauben die Kerne und die Schalen nicht mit hinunteressen, weil sie unverdaulich und folglich schädlich wären. Auch gebot er ihm, für reine frische Luft in der Stube zu sorgen; oft mit Eßig zu sprengen; oft reine Wäsche anzuziehen, und überhaupt sehr auf Reinlichkeit bedacht zu seyn. — Der Stuhlgang müsse sogleich weggeschaft, in ein tief gegrabenes Loch geschüttet, und mit Erde bedeckt werden. Spandau ließ dieß alles genau befolgen, und schickte seinen Knecht so lange zum Arzte und ließ Arzneien holen, bis er völlig wieder gesund war. —

---

103.

## Stopfe die Ruhr durch kein hitziges Getränk und durch kein Fett?

---

Wachtmeister H. hatte die Ruhr, und hielt dieß für eine Kleinigkeit. Da ihm sein vernünftiger Wirth rieth zu einem Arzte zu schicken, sagte er sehr unverständig: das werde ich wol bleiben lassen; ich will

will bald mein eigener Arzt werden. Hierauf bat er seine Wirthin, ihm Reis mit vielem Hammelfette zu kochen. Er aß sehr viel davon. Nach dem Essen ließ er sich eine Flasche Rothwein holen, that eine ziemliche Menge Kaneel oder Zimmet hinein; setzte dieß eine Zeitlang in den warmen Ofen, und trank nach einander das ganze Maaß Wein mit dem Gewürze aus. Der Durchlauf stopfte sich, und nun glaubte der Wachtmeister, daß er geheilet sey. In der darauf folgenden Nacht gegen den Morgen, bekam er eine furchtbare Angst: so daß er nicht im Bette bleiben konnte. Das Uebel ward so arg, daß er wie wüthend umher lief, und die Hausgenossen ihn für wahnsinnig hielten. Die in seinem Körper gebliebenen Unreinigkeiten entzündeten seine Eingeweide; er empfand die schrecklichsten Schmerzen dabei, bis am Ende der Brand dazu kam, und sein Leben endete. —

**Kein Unverständiger werde sein eigener Arzt!**

## 104.

## Heinrich machte es nicht besser wie der Wachtmeister H. in der vorhergehenden Erzählung.

---

Da Heinrich die Ruhr hatte, nahm er täglich einigemal Pfefferkörner mit Brantwein ein; auch des Morgens und Abends einen Eßlöffel voll Baumöl. Er stopfte am Ende die Ruhr damit; doch giengs ihm eben so wie dem Wachtmeister; er starb unter den heftigsten Schmerzen. —

Der Gebrauch verkehrter und schädlicher Mittel bei der Ruhr, hat schon so manchen Menschen um das Leben gebracht, der bei ordentlicher Hülfe eines geschickten Arztes, vom Anfang an, gewiß gerettet seyn würde. —

Hat man gefährliche Krankheiten durch den Gebrauch schlechter Mittel noch gefährlicher gemacht: so ist der geschickteste Arzt oft nicht im Stande vom Tode zu erretten, so gerne er es auch thäte. —

---

Von

# Vom Verhalten nach Krankheiten.

105.

## Wie lebte der Ackermann Horn nachdem er von einer hitzigen Krankheit glücklich geheilet war?

Ackermann Horn hatte bei einer hitzigen, lange anhaltenden Krankheit viel ausgestanden; doch war er durch die Hülfe eines geschickten Arztes glücklich gerettet. Er dankte dem lieben Gott und seinem Arzte recht herzlich für diese Wohlthat, und freuete sich, daß er nur noch bei seinen Kindern bleiben, und für sie sorgen könne. Auf Anrathen des Arztes lebte er, nach der Wiederherstellung seiner Gesundheit, recht ordentlich und mäßig; lebte größtentheils von Gartengewächsen, und aß gern frisches und gekochtes Obst, welches eine sehr dienliche Nahrung für Wiederbessergewordene ist. Er nahm sich vor hartem, geräuchertem und eingesalzenem Fleische, so wie auch vor jedem Fette, so lange sein Magen und seine Eingeweide noch schwach waren, sehr in Acht. Wasser hatte er in seiner Krankheit getrunken und blieb dabei; und machte es nicht so wie Viele seines Standes, die

die vorzüglich für Kranke Bier anschaffen; weil sie fälschlich glauben, daß dasselbe die Kranken bei Kräften erhalten und stärken solle; damit sie desto leichter und besser die Krankheit überstehen könnten. Weil Horn sich mehrere Wochen in der Stube und im Bette hatte aufhalten müssen: so gewöhnte er sich nur allmählig wieder an die frische Luft, und blieb im Hause, wenn der Wind stark wehete, oder wenn das Wetter naß und stürmisch war.

Wie Horn glaubte, hatte er seine Krankheit von zu heftiger und angreifender Arbeit, wobei er sich oft erhitzet und erkältet habe, bekommen; daher faßte er den vesten Vorsatz, zwar fleißig zu seyn; aber sich nie wieder durch übermäßige Arbeit zu schaden. Er gieng nicht eher wieder zu seinen Arbeiten, bis er sich völlig erholet hatte; nahm dann zuerst leichte Geschäfte vor, bis sich seine Kräfte allmählig verstärkten, und schwere Arbeiten ihm nicht mehr sauer wurden. Grif ihn die Arbeit zu sehr an: so hörte er damit auf, und setzte sie nach der Erholung fort. Bei solchem Betragen erhielt Horn seine völlige Gesundheit wieder.

---

106.

## Danklied nach wieder erlangter Gesundheit.

Mit dankerfüllter Seele,
Ruf ich dich, Vater, an:
Ich rühm' es, und erzähle,
Was du an mir gethan.

Wie schmerzvoll war ich Armer!
Du hörtest mein Geschrei:
Du halfst mir mein Erbarmer,
Und stand'st mit Trost mir bei.

Wie viele meiner Brüder,
Die stärker sind als ich,
Warf Schmerz und Krankheit nieder;
Ich überwand durch dich.

Ich will mein neues Leben,
Herr, ich gelob' es dir,
Dir ganz zu eigen geben.
Sey ewig, Gott mit mir!

107.

Vermeide die Ursachen durch die deine Krankheit kam, damit dir nichts Uebeleres wiederfährt.

Christian Knochen hatte von seinem Vater eine Wirthschaft geerbt, in der sich reichliche Nahrung fand. Weil er im Wohlstande war, trank er fleißig ein Glas Wein, und kam am Ende so weit damit, daß er täglich einige Maaß trinken konnte. Dieser häufig und übermäßig genossene Wein zog ihm zuletzt ein hitziges und bösartiges Fieber zu, wobei es dem Arzte sehr viele Mühe kostete ihn zu retten. Da er aber keinen Fleiß und keine Arzneimittel sparte, gelang ihm die Kur, und Christian Knochen wurde wieder besser. Kaum war er aber wieder zu Kräften gekommen: so setzte er das viele Weintrinken fort. Da dauerte es nicht recht lange, so befiel er wieder mit einer hitzigen Krankheit; bei der denn alle Mühe und Fleiß des Arztes vergeblich war. Man trug ihn in seinen besten Jahren zu Grabe. —

Joh. 5, 14. Siehe, du bist gesund worden. Sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas Aergeres wiederfahre.

# Von Kranken-Anstalten.

108.

## Nothwendigkeit der Kranken-Anstalten.

### Ein Gespräch.

Heinrich. Es ist und bleibt doch wahr, lieber Gottfried, daß sich auf der Erde so manche Noth, und so manches Leiden findet. Wie mancher Armer und Nothleidender kämpft mit Schmerzen, mit Krankheit und Mangel dabei, und verseufzet die letzten Tage seines Lebens im Jammer und Elend!

Gottfried. Du hast Recht. Wie kömst du aber gerade jetzt auf diese Gedanken?

Heinrich. Sie liegen mir sehr nahe. Laß es dir erzählen. „Ich war heute nach unserer nahen, kleinen Stadt B. Als ich meine Geschäfte verrichtet hatte, und nach Haus gehen wollte, sah' ich ganz am Ende der Vorstadt, vor einem kleinen Hause, ein Paar magere bleiche Kinder sitzen, die ihre bitterlichen Thränen weinten. Sie dauerten mich. Ich gieng zu ihnen und fragte, was ihnen fehle. Da antworteten sie mir: „Unser armer Vater will sterben, und wir haben schon lange hungern müssen, weil er

so lange krank ist, und nichts verdienen konnte. O, erbarmt euch doch über uns! Lieber Gottfried, ich wurde sehr gerührt. Ich gieng in dieß Haus, und sah den armen Mann auf einem Strohsacke liegen; er war nur mit wenigen alten Lumpen bedeckt. Armuth und Verzweiflung waren auf seinem Gesichte ausgedrückt. Als er mich sah, fieng der Unglückliche an zu weinen, und sprach mit schwacher Stimme:

„Verirrt ihr euch Freund? Ich bin ein Unglücklicher! Meine Krankheit hat mich in diese Armuth, und in dieß Elend gebracht. Gott wird mich bald erlösen, durch den Tod. Aber meine armen unmündigen Kinder!

Ich. Eu'r Elend geht mir zu Herzen, und so viel ich kann, will ich euren Jammer mindern. Da nehmt einen Thaler; ich habe nicht mehr bei mir: ich will euch ferner nicht verlassen.

Der Kranke. Gebt doch meinen Kindern ein wenig davon für Brod. Ach ich habe bald mein Ende erreicht; aber meine armen Kinder!

Ich. Habt ihr denn gar Keinen, der euch beisteht, und seyd ihr immer allein?

Kranke. Mein armes Weib sucht in den nächsten Dörfern Almosen; oft ist es lange aus, und bringt wenig mit, weil es sich zu betteln schämt. — Ach! wie schmerzen die Glieder!

Ich.

Ich. Sind denn hier keine Anstalten, Arme und Kranke zu verpflegen? So nahe bei der Stadt und keine Hülfe?

Kranke. Nein! Ich war ein armer Tagelöhner; bin schon lange krank, und so herunter gekommen.

Ich. Helfen euch denn die Nachbarn nicht, und stehen euch die nicht bei?

Kranke. Sie sind auch arm, und haben ohne die sauerste Arbeit nichts.

Ich. Sorgt denn die Obrigkeit nicht für euch?

Kranke. Es sind hier keine Anstalten dazu. Ich habe keine Hülfe.

Indem ich so mit dem Armen sprach, lieber Gottfried, kam seine Frau zu Haus, der man das äußerste Elend auch ansehen konnte. Sie konnte bei dem Kranksein ihres Mannes nichts verdienen, und das, was sie erbettelt hatte, war nur sehr wenig, weil sie schüchtern dabei war. Beim Weggehen von diesen Elenden, suchte ich sie zu beruhigen, und verließ sie mit dem Vorsatze, mein Möglichstes an ihnen zu thun. Was meinst du, lieber Gottfried, wollen wir jeder Eins von diesen Kindern zu uns nehmen? Der liebe Gott möchte es uns reichlich an den Unsrigen vergelten. Ich fühle jetzt so recht lebhaft in meinem Herzen die Worte: Was ihr gethan habt einem der Geringsten, das habt ihr mir gethan.

Gottfried. Ich nehme Eins zu mir. Morgen laß uns gleich hingehen: so können wir die letzten Tage der Elenden noch froherer machen. Sollte aber dem elenden Manne nicht zu helfen seyn?

Heinrich. Vielleicht, wenn er ordentliche Arzneien, Pflege und Wartung bekäme. — Armuth und Sorgen haben seine Leiden gewiß sehr vermehret. — Traurig ist es, daß gerade die Menschen, die von Jugend auf für Andere gearbeitet, und sichs sauer haben werden lassen; alsdann am verlassendsten sind, wenn sie krank, alt und schwach werden. Wie heilig ist die Pflicht der Menschen, für solche Elende Kranken-Anstalten zu machen; damit sie dem Jammer und der Verzweiflung entrissen werden! Für die ungeheuren Summen, die Menschen unnütz und oft schädlich verschwenden; für die Kosten so mancher Lustbarkeit, die eine so kurze Zeit währet, könnten so viele Menschen dem äußersten Elende, so gar dem kläglichsten Tode entrissen werden! —

Bedächten doch dieß alle Reiche und Vornehme, wie viele Leiden, wie viel Elend würde dann auf der Erde weniger seyn! !

Am folgenden Morgen giengen der gute Heinrich und Gottfried mit Lebensmitteln zu ihrem Elenden. Sie fanden ihn schlecht. Sie sagten dem kranken Manne ihr Vorhaben, seine Kinder mit sich zu nehmen, und sie mit den Ihrigen zu erziehen. Der Elen-

de

ne reichte diesen edlen Menschen die Hand, und gab weinend und mit schwacher Stimme zu erkennen, daß er nun geruhig sterben wolle.

Heinrich befahl der armen Frau den Doctor zu holen, gab ihr Geld für Arzneien; doch war der Gebrauch derselben zu spät; denn der arme Mann starb am folgenden Tage. Viele solcher Armen und Elenden schmachten unbekannt im tiefsten Jammer; wer sie finden will, findet sie bald und ohne viele Mühe. —

## 109.

## An vielen Oertern findet man schon Kranken-Anstalten.

In Br * * g giebt es mehrere Anstalten, wo arme und nothleidende Kranke aufgenommen und verpflegt werden.

Arme melden sich bei ihrer Obrigkeit; diese giebt ihnen ein Zeugniß ihrer Dürftigkeit, wodurch sie freien Zutritt zu diesen allgemeinen wohlthätigen Anstalten erlangen. Hier werden den Armen Kur und Arzneien, vernünftige Pflege und Wartung, so wie es eines Jeden Krankheit verlangt, bis zur Besserung umsonst gereicht. Wie mancher armer Kran-

ker verdankt diesen Einrichtungen sein Leben und seine wiedererhaltene Gesundheit. Um arme dürftige Aeltern wegen ihrer Kinder zu beruhigen, wenn sie sterben sollten, hat der Landesvater mit edler Herzensgüte Waisenhäuser errichten und verbessern lassen, die sich durch die beste Ordnung, Reinlichkeit, und gute Anstalten zur Belehrung der sich zahlreich darin Befindenden, vor so manchen andern Waisenhäusern, wo Noth und Elend herrscht, auszeichnen.

Heil und Seegen von Gott den Fürsten und Obrigkeiten, die sich der leidenden Menschheit thätig annehmen, und Noth und Elend mindern!!

---

110.

## Braunschweigische Landesverordnung wegen Verpflegung der fremden Kranken.

Durch eine herzogliche Erklärung vom 11ten September 1795, ist für Städte und Dörfer folgendes zur Verpflegung fremder Kranken verordnet worden, und ist mit dem königlichen Preussischen Lande die Uebereinkunft getroffen; daß es daselbst eben so gehalten werden soll.

„Wird ein Fremder krank: so muß von den Gerichten des Ortes, für dessen Pflege und Kur so-

sogleich gesorgt werden. Es wird des Kranken Herkommen, Vermögen, u. dgl. aufgeschrieben; und der Kranke darf nicht eher weiter geschickt werden, bis der Amtsphysikus ein Zeugniß seiner wieder hergestellten Gesundheit giebt. Das Gericht, oder die Gemeine-Kasse schießt die Kosten vor, und die Obrigkeit bewirkt die Erstattung derselben von Seiten der Obrigkeit, wo der Kranke her ist. Uebertritt eine Gemeine diese so menschenfreundliche Verfügung des Fürsten, und schafft einen kranken Fremden vor seiner gänzlichen Besserung weiter: so muß sie zur Strafe alle Kosten der Kur und Verpflegung tragen." —

---

111.

## Eine Verpflegungs-Anstalt für kranke Dienstboten.

---

Zu Karlsruhe (einer Stadt in Schwaben) ist eine menschenfreundliche Verpflegungs-Anstalt für kranke Dienstboten angelegt, und hat bis jetzt den erwünschtesten Fortgang. In dieser Veranstaltung zum Wohl einer sehr würdigen Menschenklasse, sind

sind im Jahre 1795 einige vierzig Kranke auf Rechnung derselben verpflegt worden. Viele kranke Dienstboten, die bei ihrer Herrschaft blieben, bekamen von dieser Anstalt Arzneien. Die Kosten zu dieser Anstalt bringen die Dienstboten selbst auf; indem jeder alle halbe Jahr eine Kleinigkeit dazu giebt, welches zum Kapital gesammelt wird; von welchem denn die, die krank werden, Versorgung und Arzneien erhalten. Mit leichter Mühe ließen sich solche wohlthätige Anstalten an mehreren Oertern machen; wodurch einer großen Menschenklasse sehr viel Nutzen zufließen könnte. —

---

112.

## Handlung eines Juden die manchen Christen beschämt.

In W. nahm ein Jude einen ausgewanderten französischen Geistlichen in sein Haus auf, speisete ihn an seinem Tische, und gab an jedem Sabbath, an dem die Juden nicht kochen dürfen, Kostgeld für diesen Mann aus. Da er krank wurde, pflegte er ihn, ließ einen Arzt kommen, und sorgte redlich für sein Besserwerden. Als man diesen braven Juden fragte, warum er sich eines Christen, und noch dazu eines Geistlichen so annähme, sagte er: daß er ein Christ

ist,

ist, das geht mich nicht an. Mag er glauben was er will, das ist Gottes und seine Sache. Er ist ein Mensch, ein rechtschaffener Mann, er bedarf meiner Hülfe, und ich kann — und muß ihm daher helfen. —

Dächten alle Menschen so gut und edel, und sähen sie blos auf das Bedürfniß der Leidenden; wie froh und glücklich würden dann manche leben, die jetzt im Elende schmachten! Jesus sagt: Wer deiner Hülfe bedarf, ist dein Nächster. Wir haben Alle Einen Vater, uns hat Alle Ein Gott geschaffen. Maleachi 2, 10.

---

# Vom Tode.

113.

## Kennzeichen des wirklichen Todes.

Gutmann hatte das hitzige Fieber und starb daran. Die Seinigen hatten davon gehört, daß es Beispiele gäbe, daß Leute lebendig begraben worden; und hatten daher die größte Sorgfalt, zu sehen und zu erfahren, ob Gutmann wirklich todt sey, oder nicht. Dieß machten sie so. Sie ließen Gutmannen auf dem Lager liegen, so wie er gestorben war; nahmen ihm das Kissen nicht unter dem Kopfe weg, welches eine sehr häßliche Gewohnheit ist, wodurch der Mensch erst wirklich sterben kann, und sterben muß, wenn er noch nicht todt ist; weil ihm nun das Blut zu stark nach dem Kopfe zu treibt, und ihm den Schlag verursacht. Nachdem sie Gutmannen zwölf Stunden in dieser Lage hatten liegen lassen, und alle Versuche ihn durch Reiben und Erwärmen ins Leben zurückzubringen vergeblich waren; auch ihnen ein Arzt sagte, er sey todt, da wuschen sie ihn, und legten ihn aufs Stroh.

Daß

Daß Gutmann todt war, konnte man daran sehen, weil seine Nase beim Sterben spitzig geworden; seine Schläfen (Dünningen), und Augen tief in den Kopf gefallen waren. Seine Ohren waren ganz kalt; die Haut vor dem Kopfe hart und gespannt, und seine Farbe ganz bleich geworden Beim Sterben hatte sich sein Körper ausgestreckt, war steif und länger als im Leben. Am folgenden Tage kam der Leiche Schaum vor den Mund; es zeigten sich schwarzblaue und grüne Flecken am Leibe; der Geruch ward häßlich, und nunmehr war es gewiß, daß Gutmann wirklich todt sey. Nach diesem sichersten Kennzeichen der Fäulung, begruben sie ihn bald; weil sie sich keine Besorgniß wegen des Wiederauflebens im Grabe machen durften.

---

## 114.

## Es ist wahr, daß jemand wieder aufleben kann, wenn er todt scheint.

Daß jemand, wenn er todt scheint, wieder aufleben kann, davon ist der Verfasser dieses Exempelbuchs ein lebendes Beispiel. Ich hatte, nach der Erzählung meines glaubwürdigen Vaters, und noch so vieler anderer lebender Menschen, im fünften Jahre,

te, mit noch zweien meiner Brüder, die Ruhr. Der Aelteste überstand sie glücklich; nur wir beiden jüngsten litten sehr daran. Mein jüngster Bruder starb, und nach einigen Stunden schien auch ich todt zu seyn. — Meine Aeltern härmten sich sehr über den Verlust zweier Kinder auf einmal; doch konnte, wie es schien, niemand mehr helfen. Wir wurden Beide gewaschen, mit dem Todtenhemde angezogen, und in eine Kammer aufs Stroh gelegt. Die Wärterinn, die ich nachher noch viele Jahre gekannt, wehklagte über diesen so traurigen Fall außerordentlich, und konnte und wollte sich nicht zufrieden geben. Mein Vater redete ihr zu; doch half alles nicht, indem sie dabei geblieben seyn soll: zwei Kinder auf einmal könnten unmöglich sterben, es sey zu hart. Mein Vater ließ ihr ihren freien Willen zu thun, und zu klagen so viel sie wollte. Nach oftmaligem Ein- und Ausgehen aus der Kammer, in der wir lagen, kömt sie nach einigen Stunden auf den Einfall, mich, ohne Wissen meines Vaters, aus der Kammer zu holen, macht warme Kissen, legt mich dazwischen, und erwärmt mich. Nach einer halben Stunde athmete ich wieder, und lebe noch jetzt. — Ohne diesen Einfall meiner seeligen Wärterin schlummerte ich schon lange im Grabe; doch danke ich Gott für dieß mir wunderbar erhaltene Leben, das mir bei frohen und traurigen Begegnissen so lange wünschenswerth seyn wird, als ich auf der Erde nützen kann.

115.

115.

## Eine ähnliche Geschichte.

In W. war vor einiger Zeit auf dem Rathskeller eine Köchin, die die Wassersucht hatte. Sie gebrauchte viel dagegen, doch schien ihr nicht zu helfen zu sein. Sie wurde auf einmal so krank, daß man ihr Ende erwartete, und schien wirklich zu sterben. Man hält sie für todt, und legt sie aufs Stroh. Am zweiten Tage darauf kömt die Hausfrau in die Kammer, wo die Köchin liegt, um etwas zu holen; sieht eine Menge Wasser in der Kammer stehen, und glaubt, daß die gestorbene Köchin geplatzt sey. Da sie näher hinzu geht, sieht sie, daß diese für todt gehaltene Person die Augen geöffnet hat. Erschrocken läuft sie zu ihrem Manne, und sagt ihm dieses. Man geht sogleich zu ihr, findet daß sie lebt, bringt sie wieder ins Bette, und schickt zum Arzte. Nach der Untersuchung fand man, daß dieser Person die Füße aufgesprungen, und durch dieselben das Wasser abgelaufen war. Nach erhaltenen Arzneien wurde sie wieder hergestellt, und lebte noch zehn Jahre in diesem Hause.

116.

## Welche Menschen sind der Gefahr lebendig begraben zu werden am leichtesten ausgesetzt.

Alle diejenigen, welche am Schlage, an Steck- und Blutflüssen, an der fallenden Sucht oder dem Unglücke (Jammer), an der Schlafsucht, Starrsucht, Milzsucht, an Mutterbeschwerden, im Kindbette, vor oder nach demselben, plötzlich sterben; — auch solche, die mit der Darmgicht beschweret gewesen, oder von der Pest angegriffen wurden.

Ferner alle, die auf eine gewaltsame und plötzliche Art ihr Leben verlieren; als Ertrunkene, Erhenkte, durch Kohlendampf oder sonstige Dämpfe Erstickte, Erfrorne, durch Schrecken oder durch unerwartete Freude, durch Stöße oder Schläge Betäubte, an verschluckten Körpern Gestorbene, die todt scheinen können, aber es nicht wirklich sind. — Wie mancher solcher Unglücklichen könnte bei gehöriger Sorgfalt und redlich und anhaltend angewandter Mühe wieder ins Leben zurückgebracht werden! —

Folgende Darstellung der in **Hamburg** seit fünf Jahren versuchter Rettungsfälle ertrunkener Menschen, mag obige Behauptung wahr machen.

| Im Jahr | gelungen, | nicht gelungen, | Summe. |
|---|---|---|---|
| 1790 | 8 | 4 | 12 |
| 1791 | 17 | 9 | 26 |
| 1792 | 19 | 8 | 27 |
| 1793 | 31 | 19 | 50 |
| 1794 | 32 | 18 | 50 |

Also sind gerettet 107, nicht gerettet 58 Summe 165.

Hätte man sich also keine Mühe um diese Menschen zu retten gegeben: so wären 107 Menschen, bei versäumter Hülfe, **dann erst wirklich gestorben, nachdem man sie schon lange für todt gehalten hatte.**

— Bei allen Verunglückten ist die Vorsicht desto nothwendiger, je weniger man **deutliche** Spuren des Todes an ihnen findet. **Keiner darf begraben werden, ehe sich nicht die Spuren der Verwesung durch Fäulniß und Geruch zeigen.** —

117.

## Man hat Leute schon lebendig begraben.

Außer vielen vorhandenen Erzählungen hievon, will ich nur eine aus der teutschen Zeitung im 12ten Stück 1793 anführen. Es heißt in derselben: In einem Briefe aus B * n meldet man mir eben folgendes. Der Major R. vom Br. Regiment, welcher ohne krank gewesen zu seyn, vor einigen Wochen des Morgens dem Anscheine nach gestorben ist, wird an demselben Tage — in der Soldatenkirche beerdiget. Der Soldat, der in der folgenden Nacht vor der Kirche die Wache hat, hört ein Gewinsel in derselben. Nachdem er abgelöset worden ist, zeigt er sogleich an, was er gehört hat, und dringt auf Untersuchung des frischen Grabes. Man eröffnet eiligst die Kirche, hört aber nichts mehr. Da aber der Anzeiger dennoch darauf besteht, daß er sich nicht geirret haben kann: so läßt man das zugemauerte Grab und den Sarg eröffnen und findet — den Leichnam nun wirklich todt, auf dem Bauche liegend. Eine Warnung vor dem frühen Begraben der Todten!

Man lese hierüber im Noth und Hülfsbüchlein mehr nach. Man findet es im 5ten Cap. 14. u. s. w.

## 118
## Durch Anlegung der Leichenhäuser ist man sicher vor dem Unglücke, lebendig begraben zu werden.

Ein Leichenhaus ist ein besonders errichtetes Gebäude, in welches die Leichen, von dem Tode an bis zum Begraben, gebracht werden können, und unter beständiger Aufsicht der Leichenwärter sich befinden. Ein solches Haus braucht weder groß noch prächtig zu seyn; nur muß es so eingerichtet werden, daß in demselben ein Leichenwärter, außer der Leichenstube, wohnen kann.

Ein solcher Leichenwärter beobachtet die Leichen beständig; bemerkt jede Veränderung und jeden Schein des Wiederauflebens an ihnen; meldet dieses sogleich, damit dem Scheintodten auf eine recht thätige Art geholfen werden kann. Wer über die Einrichtung der Leichenhäuser sich belehren will, dem wird die Schrift des Herrn Professors Hufeland Gnüge leisten: Ueber die Ungewißheit des Todes und das einzige Mittel, sich von seiner Wirklichkeit zu überzeugen, und das Lebendigbegraben unmöglich zu machen, nebst der Nachricht von der Einrichtung eines Leichenhauses in Weimar (mit einem Kupfer) Weimar, 1791.

119.

## Es giebt schon Leichenhäuser.

Die Polizei-Commißion in Weimar (in Sachsen) hat bekannt gemacht, daß das Leichenhaus daselbst nunmehr völlig fertig und bewohnbar sey; hat auch einem Mann, Namens Johann Heinrich Bielke, den Auftrag gegeben, in diesem Hause künftig zu wohnen, und die Leichen zu bewachen. Die Leute können also nun nach ihrem Gefallen davon Gebrauch machen. Wer es will, kann die Leichen, ehe sie begraben werden, aus seinem Hause dahin schaffen, und bezahlt weiter nichts, als in 24 Stunden ein Pfund Lichter zum Erleuchten, und einen Korb voll Holz zum Erwärmen der Leichenstube. — Herzlich wird sich der erste Scheintodte, so wie alle seine Nachfolger, freuen, die hier wieder erwachen, und werden den Menschenfreund segnen, der ihnen dieß Glück verschaffte. —

120.

## Zu Mainbernheim im Anspachischen ist eine Todtenstube errichtet.

Sobald das Amt Mainbernheim die Königliche Preußische Verordnung wegen der Abstellung des allzufrühen Begrabens der Todten und der Einrichtung der Todtenhäuser erhalten: so wurde diese Verordnung in der nächsten Rathsversammlung vorgetragen und darüber berathschlagt, wie sie am besten für die Stadt Mainbernheim befolgt und ausgeführt werden könnte. — Man beschloß hierauf, eine im dasigen Armenhause entbehrliche und zu diesem Behufe taugliche Stube einzurichten, und sie mit der dazu nöthigen Bettstelle versehen zu lassen. Auch sollten die im Armenhause schon wohnenden drei Wittwen, wechselsweise zum Wachen bei den Leichen, gegen eine Belohnung von 15 Kreuzern für jede derselben, angestellet werden. Diese so wohlthätige Einrichtung kam auch sogleich zu Stande. — Den drei Wittwen, die bei den Leichen wachen sollen, ist **eine hinlängliche Belehrung ertheilt, wie sie sich in jedem Falle der Veränderung der Leichen, und bei dem geringsten Anscheine zum Wiederaufleben verhalten sollen.** Auch ist in Mainbernheim ein geschickter und thätiger Arzt angestellt, dem zugleich die Aufsicht über diese

Einrichtung anvertrauet ist. In der Hauptstadt Anspach ist auch ein Todtenhaus errichtet, welches sehr gut und brauchbar eingerichtet ist.

---

121.

## Vater Märtens erwartete nach einem guten Leben seinen Tod ruhig, und entschlief sanft.

Vater Märtens hatte das große Glück gehabt, gute und vernünftige Aeltern zu haben. Von Jugend auf hatten sie sich sehr große Mühe gegeben, ihre Kinder gut zu erziehen, d. h. sie hatten sie durch Belehren und Gewöhnen zur Ausübung des Guten angeführt. Recht gedeihlich war diese Zucht an Vater Märtens gewesen; denn er war seinen guten Aeltern gefolgt. Als Knabe war er die Freude seiner Aeltern, weil er gern ihren Willen that; das lernte, was im menschlichen Leben zu wissen nothwendig ist, und durch gute Aufführung sich bei allen Menschen Liebe und Achtung erwarb. Auch als Jüngling liebte er seine Aeltern herzlich; richtete sich gern nach ihrem vernünftigen Rathe, und machte sich die größte Freude daraus, seinen Aeltern gefällig zu seyn, und sie in ihrem Alter zu pflegen. Zur Ordnung, Mäßigkeit, Redlichkeit und Treue gegen seine Nebenmenschen, war er durch Gewöhnung und das gute

Beispiel seiner Aeltern gelangt; und gute Kenntnisse in der Religion, die er fleißig gelernt hatte, bewahrten ihn, daß er nie mit Vorsatz Fehltritte begieng. Nach dem Tode seiner Aeltern gieng er einige Jahre zu einem vernünftigen Landmanne, um klüger zu werden, und einst seine eigene Haushaltung besser einrichten und verwalten zu können. Auch an diesem Orte befleißigte er sich einer strengen Rechtschaffenheit, lebte fromm und tugendhaft, und erwarb sich Aller Liebe und Achtung dadurch.

In dieser Lage lernte er Elisen, ein zwar nicht reiches, doch gesundes, tugendhaftes und vernünftiges Mädchen kennen, das sich durch Arbeitsamkeit, Treue und gutes Betragen die Liebe und das Lob derer, die sie kannten, erwarb. Auch Märtens gewann sie lieb; entschloß sich sein väterliches Erbtheil anzunehmen, und Elisen zu heirathen. Er that es. Vergnügt und glücklich lebte er mit ihr; denn sie wußte sich durch gute Wirthschaft, durch Ordnung und Reinlichkeit, durch Gefälligseyn, und redliche Verrichtung ihrer Haushaltungsgeschäfte seine Liebe immermehr zu erwerben. —

Vater Märtens arbeitete mit Freuden an der Verbesserung seiner Ländereien und seiner Wiesen; denn er sah, daß sein Fleiß, bei guter Wirthschaft, gesegnet wurde. Seine Aecker sowol, wie sein Vieh

zeichnete sich vor allen andern aus; weil er stets gutes und braves Gesinde hatte, das er wie die Seinigen ansah, für dasselbe redlich sorgte, und sich daher auf dasselbe verlassen konnte. —

Unter diesen Umständen wurde Märtens Vater von mehreren Kindern, die die Freuden und das Glück seines Lebens noch angenehmer machten. Seine Kinderzucht war sehr vernünftig; denn er überlegte es oft mit seiner Elise, wie sie ihre Kinder recht glücklich und froh machen könnten, und handelten nach der einmal getroffenen Abrede nach einerlei Weise. — Da er an seinem treuen, guten Weibe, und an seinen wohlgezogenen Kindern die freudigste Gesellschaft fand, liebte er ein häusliches stilles Leben über alles. Uebung der Religion durch Kirchengehen, und redliche Erfüllung der Lebenspflichten, hatte seine Seele mit Muth und Standhaftigkeit bei den Widerwärtigkeiten dieses Lebens erfüllt; er zägte nie ängstlich beim Unglück; sondern suchte es durch Vernunft und muthiges Streben abzuwender, zu erleichtern. Bei solchem vernünftigen Betragen, und bei der Ruhe der Seele, wurde er mit seiner Elise alt. Seine Kinder machten ihm Freude, und waren größtentheils versorgt.

Mit Wohlgefallen sah Vater Märtens auf die verflossenen Jahre seines Lebens zurück; weil ihm sein Gewissen keine bittere Vorwürfe wegen verübter, schlechter Thaten machte.

Bei

Bei der Abnahme seiner Kräfte, und der Herannäherung seines Todes, wuchs seine Hoffnung künftiger Seligkeit. Oft und gern sprach er mit seinem Prediger, der sein bester Freund war, darüber, und Beide setzten diese Stunden ihrer Unterredungen unter die erheiterndsten ihres Lebens.

Vater Märtens blieb auch in seinem hohen Alter der Rathgeber seiner Gemeine; gab er sein Wort nicht zu neuen Einrichtungen: so hatte die Gemeine kein rechtes Vertrauen zu der glücklichen Vollendung derselben. Man sah auch sehr deutlich ein, daß er stets zum Besten rieth, und die Einrichtung einer Sache, nach einer so langen Reihe von Jahren und gesammelten Erfahrungen, von der rechten und besten Seite anfieng. Daher nannte man ihn im ganzen Dorfe Vater Märtens. Er hatte das achtzigste Jahr erreicht. Seine Kräfte schwanden täglich, so, daß er sich hinlegen mußte. Wie willkommen war ihm auf diesem Lager der Besuch seines guten alten Freundes des Predigers. Wie drückte er ihm die Hand so herzlich, wenn er ihm so warm und innig die Seligkeit guter Menschen, die das Erdenleben als Vorbereitung zum Himmel redlich genützt hätten, als gewiß und freudenvoll darstellte; dann schwanden die Schrecken des Todes aus seiner Seele; er lag ruhig und zufrieden auf seinem Lager, und erwartete getrost die letzte Stunde. Er wünsch-

te seine Kinder noch einmal um sich versammelt zu sehen. Als sie gekommen, redete er sie so an: Meine lieben Kinder! Ich, euer alter Vater, verlasse nunmehr bald diese Erde; doch bin ich ruhig, weil ich, so viel ich konnte, meine Pflichten erfüllte. Ich gehe mit Freuden dem Tode entgegen, weil er mich zu meinem Erlöser, zu meinen guten Aeltern, und zu eurer seligen Mutter führen wird.

Bis jetzt habt ihr mir viele Freude gemacht, meine guten Kinder! Erfüllet die herzlichste Bitte eures bald sterbenden Vaters, und bleibt redlich und brav, damit wir uns Alle in jener Ewigkeit wiedersehen. Reicht mir, vielleicht zum letzten Male, die Hand; ich segne euch Alle, und Gott erfülle die frommen Wünsche, die ich für euch hege! Heiter sah er seine Kinder hiebei an, die viele Thränen des Danks gegen ihren redlichen Vater vergossen. Diese Versammlung seiner Kinder hatte ihn innig gerührt und erfreuet, die Worte, die er ihnen gesagt, hatten die Kräfte seines Alters angegriffen; er sank nach einigen Stunden in einen ruhigen Schlummer, aus dem er nicht wieder erwachte. Alle seine Kinder folgten dem Sarge ihres braven Vaters. Sie ließen ihm einen Leichenstein setzen, worauf die Worte standen:

Hier schläft ein redlicher Vater, der die Zeit seines Lebens nützte; sein Tod war sanft.

---

## 122.

## Harms letzte Lebenszeit war die unglücklichste.

Harms hatte das Unglück gehabt, schlechte Aeltern zu haben. Sein Vater war ein ruchloser Mann, der mit keinem Nachbar in Ruhe and Frieden leben konnte; der, wo er konnte, die Leute hintergieng und betrog. Da er die Unmäßigkeit und Völlerei liebte, hatte er das Vermögen seiner Frau bald aufgezehrt, und sein Haus und Hof in tiefe Schulden gebracht. Harms Mutter war zanksüchtig und leichtsinnig gewesen, hatte oft ihr Hauswesen versäumt, und sich um ihre Kinder wenig bekümmert. Harms Vater, der in Streit mit seinen Nachbarn lebte, machte sich nichts daraus, wenn seine Kinder sich mit des Nachbars Kindern stritten und schlugen; sondern lobte seine Jungen noch wol gar, daß sie sich von andern nicht foppen ließen. — Es bedurfte weniger solcher Aeußerungen, und nur wenigen Beistand vom Vater; so ward Harms in kurzer Zeit ein solcher Bösewicht, daß sich alle gute Kinder des Dorfs vor ihm scheueten. Seinem guten Schulmeister machte Harms, durch seine schlechte Aufführung, täglich Aerger und Verdruß, lernte nichts; und sann nur auf Bubenstücke, und wie er gute Kinder zum schlechten Betragen verführen könnte. So giengen seine Schuljahre zu Ende. Weil ihn kein guter Herr haben mochte,

mochte, trat er in die Dienste eines schlechten Mannes, bei dem er noch schlechter wurde. Nach kurzer Zeit gieng er aus diesem Dienste, weil er nicht gehorchen wollte, und vermiethete sich bei einem Offizier, der sehr wild lebte. Dieß Leben gefiel ihm wohl. Manche schlechte und schändliche That verübte er in dieser Lage, verführte unschuldige Personen zu bösen Handlungen, und lachte dazu. Er sank aus einem Laster ins andere; nahm seinen Herrn, weil ihm sein liederliches Leben viel kostete, Geld weg, und verbrachte es in schlechter Gesellschaft. Da dieses sein Herr merkte, jagte er ihn fort. So kam er in sein Dorf zurück, und wollte seinen verschuldeten Hof annehmen. Er nahm ihn an, und versprach seinen Gläubigern, alles zu bezahlen. Kaum war er einige Jahre im Besitze seines Hofes gewesen; so waren bei seinem unordentlichen Leben der Schulden noch mehrere geworden, und die Gläubiger drangen auf Bezahlung derselben. Er läugnete es, daß ihm und seinem Vater von Diesem und Jenem Geld geliehen sey; ließ es zur Klage kommen, und da die Gläubiger keine Schriften darüber vorweisen konnten, schwur er einigemal falsche Eide, und bezahlte nun nichts. Er kam, weil er schlecht lebte, an eine schlechte liederliche Frau, die ihn, um selbst zügellos leben zu können, noch mehr zum Bösen reizte, und sein völliges Unglück gründete und vermehrte. Er lachte über die Leute, die fleißig zur Kirche

gien=

giengen, und schalt sie für Kopfhänger und Heuchler. Oft führte er das schändliche Sprichwort im Munde: Lustig gelebt, und selig gestorben u. s. w., und sein Leben war diesem Sprichworte gleich. So erreichte er das vierzigste Jahr. In diesem Jahre bekam er eine recht böse Krankheit, die ihn aufs Lager brachte, und an der er unaussprechlich viel litt. Da durch seine vorige häßliche Lebensart die Säfte seines Körpers gänzlich verdorben waren, konnte ihm kein Arzt mehr helfen; sondern mußten ihn seinen Leiden und seinen Qualen überlassen. In den langen mit furchtbaren Schmerzen durchwachten Nächten, kam er zur Erkenntniß seiner Vergehungen. Ach! wie schwer fühlte er jetzt seine verübten Bubenstücke von seiner Kindheit an! Vor seinen Augen schwebten alle Diejenigen, die er durch Verführung ins Unglück gestürzt hatte, und schienen von ihm ihr Leben und ihre Zufriedenheit zurückzufodern. Dachte er an Gott, so ward ihm bange; denn er hatte ihn oft durch schlechte Thaten und durch Meineid gelästert, und sah ihn daher nun als strafenden Richter an. Oft rang er in Stunden der Schmerzen mit Verzweiflung, und wünschte den für ihn so furchtbaren Tod, aus Ueberdruß des Lebens herbei. Er ließ den Prediger kommen, der mit trauerndem Herzen zu ihm gieng, und dessen Reden ganz anders lauteten, als an dem Bette des guten Vater Märtens. Wie erschrack der Prediger, da ihm

Harms

Harms mit Verwünschung seines Daseyns, seine verübten Bosheiten, seine Meineide und seine grausende Lage der Seele entdeckte. Harms warf sich vor Unmuth auf seinem Lager umher, knirschte mit den Zähnen, und fand keinen Trost und keine Beruhigung. Der gute Prediger war nie in einer schrecklichern Lage gewesen; womit sollte er diesen Unglücklichen aufrichten, mit welchem Troste ihn erfreuen! Er empfahl ihn der Barmherzigkeit Gottes, und sprach mit innig gerührtem Herzen und mit Thränen im Auge zu den Umstehenden:

Ach! wo die Unschuld weicht,
Da flieht der Tugend Ruh und Stille;
Da, wo der Wollust Flamme glüht,
Fehlt selbst der gute Wille.
Sie wüthet, tödtet und verheert
Weit mehr, als je das Schwerdt zerstöhrt,
Als Pest und Gluth zerstöhren. —

In seinem Taumel — wie vergißt
Der trunkene Verbrecher,
Daß Gott allgegenwärtig ist,
Des Bösen ernster Rächer;
Verfolgt die Tugend oft mit Spott;
Verhöhnet dein Gesetz, o Gott,
Und Jesum den Erlöser.

Und dieser Leib, den er entweiht,
Der wird einst auferstehen:
Dann wird er ihn in Ewigkeit
Bedeckt mit Schande sehen;
Wird selbst sich fluchen, auch wird er
Der Wollust Opfer um sich her
Ihm drohn und fluchen hören. —

Heil dem, der deiner nie vergißt,
Nicht Gott, dein Werk zerstöhret.
Der immer reines Herzens ist
Und deinen Tempel ehret.
Heil ihm, er wird froh auferstehn,
Und wird dein Antlitz ewig sehn
Verklärt, wie Jesus Christus.

Furcht und Entsetzen hatte alle Anwesende ergriffen. Der Prediger entfernte sich, weil Harms keines Trostes fähig war. Nach einigen Tagen starb dieser Unglückliche unter den traurigsten Gefühlen der Verzweiflung. — Man begrub ihn still. Keiner folgte seiner Leiche; Keiner weinte eine Thräne an seiner Bahre. Allen ist das Andenken an ihn eine Warnung, sich vor dem Wege des Lasters zu hüten. —

Einige

# Einige warnende Beispiele sich vor Schaden und Unglück zu hüten.

— 123.

## Ein Jeder sey vorsichtig mit Schießgewehren.

Zu L. begrub man vor kurzem einen dreizehnjährigen Knaben, der noch vor wenigen Tagen fröhlich und munter mit seinen Gespielen umhersprang. Die Aeltern ließen die Kinder, weil sie draussen zu thun hatten, etwas allein. Unglücklicherweise geriethen diese auf den Einfall, aus der Stube eine Flinte zu holen, die der Vater kurze Zeit vorher geladen hatte, um seine Kirschen gegen die Vögel zu sichern. Die Kinder wußten nicht, daß die Flinte geladen war, nahmen sie daher, und spielten damit. Ein kleiner Knabe legt die Flinte an, zieht los, und erschießt seinen dreizehnjährigen Bruder, der auf ihn zuspringt, und ihm das Gewehr wegnehmen will, damit kein Unglück geschehe.

Sehr viele Beispiele hat man, daß durch das Spielen mit Schießgewehren, Menschen ihr Leben verloren haben. Es ist sehr große Pflicht für Jeden,

ge=

geladene Gewehre an sichere Oerter zu setzen, und sie zu verschließen. Kinder müssen ernstlich belehret und dagegen gewarnet werden, kein Schießgewehr hinzunehmen, sey es geladen, oder nicht. —

124.

## Siehe zu wo du hinschießest.

Der Schreiber K. in M. schoß gern nach Sperlingen, die sich häufig um sein Haus versammelten. Eine Menge dieser Vögel setzte sich an einem Mittage vor seiner Thür hin. Er nahm seine Flinte, stellte sich auf die Diele, und wollte so, ungesehen, zwischen die Menge schießen. Indem er zuschoß, gieng ein 14 jähriges Mädchen vor seinem Hause vorbei. Dieses bekam den größten Theil des eingeladenen Schußes, und fiel zur Erde nieder. Eine Menge Menschen ströhmte herbei. Der Schreiber erschrack über diesen unglücklichen Schuß so sehr, daß er in Ohnmacht fiel. Die Leute brachten dieß Mädchen sogleich zu ihren Aeltern, riefen einen nahe-seyenden Wundarzt, der die Verletzung untersuchte, und dem Mädchen zu helfen sich bemühete. Vieler Hagel war tief in das Fleisch gegangen, der unter

unbegreiflichen Schmerzen des armen Mädchens herausgeschaft wurde. Man zweifelte anfangs an dem Wiederbesserwerden desselben; doch wurde es, durch rastloses Bemühen des geschickten Wundarztes, nach achtwöchigem großen Leiden glücklich gerettet. Der Schreiber sorgte, so viel ihm möglich war, für die Beruhigung des Mädchens und der Aeltern; verschafte demselben alle Erleichterungsmittel seiner Leiden, und bezahlte sehr gern die ganze Kur. Seit der Zeit geht er sehr vorsichtig mit seinem Schießen zu Werke, und warnt Jeden vor ähnlichem Unglück. —

---

125.

## Das Schießen mit Blas- oder Puströhren ist gefährlich.

In S. wollte ein achtjähriger Knabe, einziger Sohn seiner Aeltern, durch ein Blasrohr schießen. Die kleine Kugel von Thon, die er in den Mund nimmt, rutscht zurück und kömmt ihm in die Luftröhre. Obgleich seine Aeltern, und die herbeigerufenen Aerzte und Freunde, sich die möglichste Mühe gaben, ihn zu retten: so mußte er doch in einer halben Stunde, eines schrecklichen Todes sterben. —

Es

Es wäre daher sehr gut, wenn Aeltern und Lehrer ihren Kindern und Zöglingen, dieses Schießen mit Blas- oder Puströhren gänzlich untersagten; weil es sehr gefährlich werden, und in keiner Hinsicht wirklichen Nutzen schaffen kann.

---

126.

## Keiner sey bei gefährlichen Arbeiten leichtsinnig.

Zu B. in einer sandigen Gegend wollte man einen Brunnen graben. Man hatte schon ein sehr tiefes Loch gegraben, und fuhr mit dieser Arbeit fort, bis man Wasser erreichte. Zwei Tagelöhner verrichteten unten die Arbeit, weil sie die Beherztesten waren. Man sah, daß der Sand in der Mitte des gegrabenen Brunnens nachgab, und sich allmählig hervordrängte; und bat daher die unten Arbeitenden, sogleich heraufzukommen, um der Gefahr zu entgehen. Diese achteten die Warnung nicht, sondern arbeiteten fort. Auf einmal fiel eine große Menge Sand auf die Tagelöhner, und überschüttete sie. Nachdem man sich sehr viele Mühe gegeben hatte, den niedergefallenen Sand herauszuschaffen, fand man beide Tagelöhner von der Last des Sandes erstickt. —

127.

## Der unvorsichtige Schieferdecker.

In G. war der Kirchthurm schadhaft geworden, und sollte ausgebessert werden. Ein junger Schiefer-decker-Gesell bekam diesen Auftrag. Er hatte das Gerüste nicht gehörig bevestigt, auf welchem er seine Arbeit vollenden mußte. Während der Arbeit zogen sich die Seile los, und er fiel vom hohen Thurme so gewaltsam nieder, daß er nie wieder athmete. —

Auch haben sich Maurer und Zimmerleute, die oft in der Höhe arbeiten müssen, sehr in Acht zu nehmen, daß sie nicht durchs Hinunterfallen unglücklich werden. —

Vorsicht ist in jedem Falle gut; doch vorzüglich da, wo man leicht seine Gesundheit und sein Leben verlieren kann.

128.

## Nimm keine heisse Speisen zu dir.

Heinrich war Bedienter bei einer Herrschaft, und hatte den Auftrag das Essen auf den Tisch zu tra-

gen

gen. Er nahm in der Küche eine Schüssel voll Kortoffeln, um sie zum Essen aufzusetzen. Unterwegens kam ihm die Lust an eine davon zu naschen; er that es wirklich, und verschlang sie, so heiß sie war. Kaum war er in die Stube, wo seine Herrschaft war, gekommen, so fiel er todt zur Erde nieder, und erschreckte alle Anwesende außerordentlich. Man forschte nach der Ursach seines Todes, und ein geschickter Wundarzt versicherte, daß er die Folge des Niederschluckens der heißen Kartoffel gewesen sey.

129.

## Eine ähnliche Geschichte.

Christine in S. sollte eine Schüssel gekochter Zwetschen auf den Tisch tragen, hatte auch die Neigung zum Naschen, und nahm Eine, so heiß sie war, um sie zu essen. Der Herr kam darauf zu, sie wollte sie schnell niederschlucken, damit er es nicht merkte, und sie ihm auf seine Fragen antworten könne. Sie verschluckte sich; der Kern der heißen Zwetsche kam in die Quer, blieb im Halse stecken, und Christine wollte ersticken. Man kam ihr so gut als möglich zur Hülfe; doch konnte man ihr nicht helfen. Es wurde sogleich ein Wundarzt vom nächsten

sten Orte geholt, der Christinen doch nach sehr vieler Mühe rettete. Als der Wundarzt kam, war Christine schon ganz blau im Gesichte, und hatte Verzuckungen, und wäre gewiß gestorben, hätte sie nicht bald Hülfe bekommen. Jetzt denkt sie mit Schauder an dieß Naschen, und warnt einen Jeden, es nicht zu thun; da es ohnedem eine sehr häßliche und niedrige Gewohnheit ist.

---

130.

## Keiner nehme zum Stochern der Zähne Nadeln oder spitzige Dinge.

Georgs dritter Sohn, Ludwig, bat seine Mutter, nachdem er Fleisch gegessen hatte, um eine Nadel, zum Stochern der Zähne. Sie gab sie ihm. Es kam ein Vorfall, bei dem gelacht wurde: Ludwig lachte mit, und dachte nicht an die Nadel, die er im Munde hatte, und schluckte sie nieder. Wie sehr erschracken alle, als Ludwig mit offenem Munde und durch Geschrei sein Unglück zu erkennen gab. Die Mutter faßte ihm in den Hals, um sie mit dem Finger herauszuholen; doch war sie zu tief gesunken. Man holte in größter Eile einen Feldscherer, der sie mit aller angewandten Mühe nicht heraufholen konnte.

konnte. Da er sie endlich zu haben glaubte, glitt sie in den Magen nieder. Alle Versuche Ludwigen zu helfen waren vergeblich. Er starb am vierten Tage nachher, unter den heftigsten Verzuckungen und Schmerzen. —

Es giebt schon sehr viele Beispiele, daß Menschen durch diese Unvorsichtigkeit ums Leben gekommen sind.

Ueberhaupt ist es eine sehr übele Gewohnheit bei dem Essen und während demselben zu lachen. Wie oft sieht man, daß Menschen bei dem unvorsichtigen Essen des Fleisches oder der Fische, wenn sie mit vollem Munde sprechen, oder lachen, Knochen und Gräten in den Schlund bekommen, die sich oft durch Erbrechen, zum Glück der Menschen, wieder losgegeben, und ausgeworfen werden. Auch an verschluckten Knochen und Gräten kann der Mensch eben so leicht als an Nadeln sterben. —

---

## 131.
## Nimm keine Nadeln in den Mund, um sie mit den Zähnen zu halten.

---

Hedwigs Tochter, Charlotte, ein sonst sehr fleißiges, gutes Mädchen, hatte die sehr übele Gewohnheit an

sich, Steck- oder Knöpfnadeln (Spendeln) in den Mund zu nehmen, und sie mit den Zähnen zu halten. Eine ihrer Freundinnen, die sie lange nicht gesehen hatte, tritt unvermuthet in die Stube, als sie eben Nadeln im Munde hielt. Sie freuet sich sehr darüber, vergißt ihre Nadeln, spricht mit ihr, und schluckt eine derselben nieder. Man ließ sogleich einen Arzt holen, der alle nur dienliche Mittel lange vergeblich gebrauchte. Das arme Mädchen litt drei Tage die grausamsten Schmerzen; wurde mit unaufhörlichen Zuckungen befallen, und schien sterben zu müssen, weil der Arzt keine Hülfe mehr wußte. Endlich gieng zur größten Verwunderung und Freude Aller, die Nadel durch den natürlichen Weg fort.

**Köchinnen und solche, die das Essen bereiten, so wie auch Aufwärterinnen bei Tische, und solche Personen, die den Brodteig knäten, haben sich sehr in Acht zu nehmen, daß sie keine Nadeln in die Speisen, und in den Brodteig fallen lassen, damit kein Unglück dadurch geschehe! —**

---

132.

## Ein Jeder sey recht vorsichtig mit Giften jeder Art.

Der Pächter K. in N. hatte in seinen Wohnungen sehr viele Mäuse und Ratten. Er wollte sie gerne wegschaffen, und ließ daher aus einer Apotheke Gift kommen. Er legte dasselbe den Mäusen und Ratten hin, die auch sehr häufig darnach starben. Das übriggebliebene legte er in einem Papiere in seinen Schrank. Lange lag es hier, bis man an dasselbe nicht mehr dachte. Einst war der Pächter ausgereiset, und die Frau findet, bei dem Zurechtlegen der Sachen, dieß Papier mit dem Gifte. Sie hält es für zerstossenen Zucker; und giebt es an das Essen, weil sie gerade desselben bedurfte. Man setzt sich an den Tisch, um die Speisen zu verzehren. Nicht lange nach dem Genusse dieser vergifteten Speisen, empfinden Alle die heftigsten Leibschmerzen. Es entstanden allgemeine Klagen, und Uebelbefinden. Die Kinder jammerten und weinten sehr. Der Verwalter kam zuerst auf den Gedanken, daß die Speisen vergiftet seyn möchten, und forschte nach. Die Pächterin erinnert sich jetzt, daß ihr Mann vor langer Zeit Gift gegen Mäuse hätte kommen lassen;

sagt,

sagt, daß sie in seinem Schranke etwas gefunden, das sie für Zucker gehalten, und an das Essen gethan habe. Erschrocken und angstvoll schreit sie nun laut auf, und weiß sich nicht zu helfen. Der Verwalter, der selbst von dem genossenen Gifte litt, trank viel warme Milch, und rieth dieß einem Jeden zu thun *). Gleich sandte er so eilig als möglich einen Menschen zu Pferde nach der Stadt zum Arzte, der ihn von der Vergiftung benachrichtigte. Der Arzt kam bald mit Arzneien, durch deren Hülfe, zum großen Glück, Alle, doch nach sehr vielen Leiden, gerettet wurden.

Wie erschrack der Pächter, als er bei der Zuhausekunft die traurige Geschichte dieser Vergiftung hörte. Ein Grausen überfiel ihn, wenn er daran dachte, daß er durch Unvorsichtigkeit, bei dem Aufbewahren des Giftes, die Ursach an dem Tode der Seinigen hätte werden können. Sehr viele Opfer des Todes hat man durch Unvorsichtigkeit beim Aufbewahren des Giftes schon erfahren, und man kann die Behutsamkeit damit nicht genug anrathen. Unvertilgbare Unruhe der Seele und Vorwürfe werden den quälen müssen, der Schuld an dem Tode seiner Nächsten wird. —

*) Siehe Exempelbuch 1te Hälfte S. 65.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, August C.

Exempelbuch zum Gesundheitskatechismus e. Lesebuch für niedere Schulen, Aeltern, Lehrer u. Kinder, d. sich d. Guten befleißigen wollen

Bd.: 2. (1796). - XX, 266 S.

Hannover 1796

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Med.850(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11106814-6
VD18 80085733-001